MÄRCHEN DES NORDENS





84

Aus nordländischem Schrifttum

Für das junge Deutschland herausgegeben
von der Nordischen Gesellschaft

3. Band

Märchen des Nordens



Ludwig Voggenreiter Verlag
Potsdam

Märchen des Nordens



Ludwig Voggenreiter Verlag
Potsdam

Einleitung

Unter den Märchen des Nordens fesseln einige besonders dadurch, daß sie an ältere Überlieferung anzuknüpfen scheinen. Wie in Deutschland, so ist auch im Norden in späterer Zeit ein Teil der Götter- und Heldensagen langsam zu Märchen geworden, denen man oft ihre Herkunft kaum noch anmerken kann. Im Laufe des jahrhundertelangen Weitererzählens haben die einzelnen Gestalten an innerer Kraft und die Geschehnisse an Gewalt verloren. Das harte und klare Walten eines Schicksals schien nach und nach unklar wie aus einer geheimnisvollen übersinnlichen Welt zu kommen. Die Freude am Fabulieren, am Ausspinnen und Ausschmücken von Einzelheiten tat ein Übriges dazu. Auch die Namensänderung der Hauptgestalten, die zum Teil wohl auf kirchlichen Einfluß zurückzuführen ist, trug zu dieser Wandlung bei. So wie der Lebenskampf des einzelnen an Härte und Unbedingtheit verlor, wollte auch seine Phantasie sich mehr mit niedlichen, spielerischen und weniger entschiedenen Dingen befassen. –

Und dennoch – hier und da läßt sich das Gefühl nicht vertreiben, als lachte uns aus dem einen oder anderen dieser Märchen eine verkleidete Gestalt zu, in der das gesunde Volksempfinden alte Werte durch eine lange Zeit hindurch gerettet hat, in der sie nicht frei und offen anerkannt werden durften. Darum ist es eine schöne und echte Freude, die Märchen des Nordens zu lesen – wie verschieden sind doch die norwegischen von den schwedischen! – und dabei nicht nur alte Bekannte wiederzufinden, sondern auch ein altes, gesundes und kraftvolles Lebensgefühl, das wir uns in unseren Tagen gerade neu zu erobern beginnen.

Dieter Vollmer

Das Thrymlied der Edda

Grimm ward da Wingthor, als er erwachte
und umsonst seinen Hammer suchte:
er schwang das Haar, er schwenkte den Bart,
jäh griff um sich der Jörd Sprößling.

Und also war sein erstes Wort:
„Lausche, was ich, Loki, dir sage,
was niemand noch vernahm auf Erden,
noch auf Himmels Höhn: mein Hammer ist gestohlen!"

Sie schritten zu Freyjas schönem Hofe,
und also war sein erstes Wort:
„Leih mir, Freyja, dein Federkleid,
daß meinen Hammer ich holen kann!"

Freyja:

„Dir wollt ichs geben, obs auch golden wäre;
dein sollt es sein, wenn es silbern wäre."

Es flog Loki, die Federn rauschten,
bis hinter ihm lag das Heim der Asen
und vor ihm lag die Flur der Riesen.

Auf dem Hügel saß Thrym, der Thursen König;
er band den Bracken Bänder von Gold
und strich den Mähren die Mähnen glatt.

Thrym:

„Was gibts bei den Asen? Was gibts bei den Alben?
Was trieb dich allein nach Thursenheim?"

Loki:

„Schlimm gehts den Asen! Schlimm gehts den Alben!
Hast du verhohlen den Hammer Thors?"

Thrym:

„Verhohlen hab ich den Hammer Thors
unter der Erde wohl acht Meilen.

Wieder heimwärts holt ihn niemand,
führt man als Frau mir Freyja nicht her."

Es flog Loki, die Federn rauschten,
bis hinter ihm lag das Heim der Riesen
und vor ihm lag die Flur der Asen.
Draußen traf er Thor im Hofe,
und also war sein erstes Wort:

„Ward dir Wissen, das wert der Müh?
Sag aus der Luft langen Bericht!
Das Sagen versiegt dem Sitzenden oft;
Lügen bringt leicht der Liegende vor."

Loki:

„Wissen ward mir, das wert der Müh;
Thrym hat den Hammer, der Thursen König.
Wieder heimwärts holt ihn niemand,
führt man als Frau ihm Freyja nicht hin."

Sie schritten hin zur schönen Freyja,
und also war sein erstes Wort:
„Binde dich, Freyja, mit Brautlinnen!
wir reisen zu zweien nach Riesenheim."

Grimm ward da Freyja, grollend schnob sie,
der ganze Saal der Götter bebte,
hinsprang der breite Brisingenschmuck:
„Die Mannstollste müßte ich sein,
reist ich mit dir nach Riesenheim!"

Die Asen eilten alle zum Thing
und die Asinnen alle zum Rat;
und das berieten die reichen Götter,
wie heim sie holten den Hammer Thors.

Da sprach Heimdall, der hellste Gott –
er wußte die Zukunft den Wanen gleich:

„Binden wir Thor mit Brautlinnen!
Er trage den breiten Brisingenschmuck!
Lassen wir Schlüssel am Leib ihm klirren
und Frauenkleider aufs Knie fallen
und breite Steine auf der Brust liegen,
türmen wir hoch den Hauptschmuck ihm!"

Da sagte Thor, der trutzstarke:
„Weibisch nennen mich Wanen und Asen,
laß ich mich binden mit Brautlinnen."

Da sprach Loki, der Laufey Sohn:
„Solche Sprache spare dir, Thor!
Bald sitzen Riesen im Ratersaal,
holst du nicht heim den Hammer dir."

Sie banden Thor mit Brautlinnen
und mit dem breiten Brisingenschmuck.
Sie ließen Schlüssel am Leib ihm klirren
und Frauenkleider aufs Knie fallen
und breite Steine auf der Brust liegen
und türmten hoch den Hauptschmuck ihm.

Da sprach Loki, der Laufey Sohn:
„Ich will bei dir als Dienerin sein;
wir reisen zu zwein nach Riesenheim."

Bald waren heim die Böcke getrieben,
an die Sielen geschirrt, sie sollten rennen.
Berge barsten, es brannte der Grund:
aus fuhr da Thor nach Thursenheim.

Da sagte Thrym, der Thursen König:
„Stehet nun auf, bestreut die Bänke!
Führt mir als Frau nun Freyja her,
des Njörd Tochter aus Noatun!

Zum Hof gehn hier Kühe, die Hörner golden,
rabenschwarze Ochsen, dem Riesen zur Lust;
hab vielen Schmuck, hab viele Schätze,
Freyja allein fehlte mir noch."

Man fand zu Abend dort früh sich ein;
herbeigebracht ward das Bier dem Riesen.
Einen Ochsen aß er und acht Lachse,
alles Backwerk, gebracht den Frauen,
es trank da Thor drei Tonnen Met.

Da sagte Thrym, der Thursen König:
„Wo schautest du Bräute schärfer beißen?
Nie sah ich Bräute breiter beißen
noch auch mehr Met eine Maid trinken."

Da war nicht weit die gewitzte Magd;
auf des Riesen Rede fand rasch sie ein Wort:
„Nichts aß Freyja acht Nächte lang;
so sehnte sie sich nach dem Saale Thryms.“

Unters Linnen lugt er, lüstern zu küssen;
einen Satz tat er, den Saal entlang:
„Wie furchtbar sind Freyjas Augen!
Wie Feuer flammt es aus Freyjas Blick!“

Da war nicht weit die gewitzte Magd;
auf des Riesen Rede fand rasch sie ein Wort:
„Nicht schlief Freyja acht Nächte lang:
so sehnte sie sich nach dem Saale Thryms.“

Herein kam die arme Riesenschwester,
die um Brautgabe bitten wollte:
„Die roten Ringe reich mir vom Arm,
willst du meine Minne haben,
meine Minne und meine Huld!“

Da sagte Thrym, der Thursen König:
„Bringt den Hammer, die Braut zu weihn!
Leget Mjöllnir der Maid in den Schoß!
Mit der Hand der War weiht uns zusammen!“

Das Herz im Leibe lachte da Thor,
als der hartgemute den Hammer sah:
erst traf er Thrym, der Thursen König;
der Riesen Geschlecht erschlug er ganz.

Er schlug auch die arme Schwester der Riesen,
die Brautgabe erbeten hatte:
Schellen bekam sie statt Schillinge
und Hammerhiebe statt heller Ringe.

So holte Thor den Hammer zurück.



Die verspeisten Böcke

Das ist der Anfang dieser Geschichte, daß Wagen-Thor ausfuhr mit seinen Böcken zu Wagen und mit ihm der Ase, der Loki heißt. Sie kamen gegen Abend zu einem Bauern und besorgten sich dort das Nachtquartier. Und zum Abend nahm Thor seine Böcke und schlachtete sie beide; danach wurden sie enthäutet und zum Kessel geschafft, und als sie gesotten waren, da setzte sich Thor zum Nachtmahl nieder. Er lud den Bauern und sein Weib und ihre Kinder ein, mit ihm zu essen. Der Sohn des Bauern hieß Thialfi und seine Tochter Röskwa. Thor legte dabei die Bocksfelle neben dem Feuer hin und sagte dem Bauern und seiner Familie, daß sie die Knochen auf die Bocksfelle werfen sollten. Thialfi, der Sohn des Bauern, hielt sich an das Schenkelbein des

Bockes und spaltete es mit seinem Messer und brach es auf bis zum Mark. Thor blieb dort die Nacht, aber im Morgengrauen vor Tag stand er auf und zog sich an, nahm seinen Hammer Mjöllnir, schwang ihn empor und weihte die Bocksfelle. Da standen die Böcke auf, aber der eine war lahm am hinteren Fuß. Thor sah das und sagte, daß der Hauswirt oder seine Familie nicht behutsam umgegangen seien mit den Knochen des Bockes; er bemerkte, daß das Schenkelbein gebrochen war. Und kurz und gut, es werden sich alle denken können, wie erschrocken der Bauer sein mußte, als er sah, daß Thor seine Brauen herabsinken ließ über die Augen, und daß er, als er dann zu den Augen sah, glaubte, er müsse allein schon bei dem Anblick zusammenbrechen. Thor preßte seine Hände um den Schaft des Hammers, daß die Knöchel weiß wurden. Und der Bauer und seine Familie taten, wie zu erwarten war: sie riefen ihn inständig an, baten um Schonung und boten zur Buße alles, was sie hatten. Aber als Thor ihren Schrecken sah, da wich der Zorn von ihm und er besänftigte sich und nahm von ihnen zum Ersatz ihre Kinder Thialfi und Röskwa, und diese beiden sind seine Dienstboten geworden und folgen ihm immer seitdem.

Jon und die Trollsriesin

Im Nordland wohnte ein Bauer, der fuhr im Herbst und im Winter nach den Westmännerinseln zum Fischen. Er hatte einen erwachsenen Sohn, und der hieß Jon und war vielversprechend.

Einmal nahm der Bauer seinen Sohn mit auf seinen Fischfang nach den Inseln. Sie zogen geradewegs, und es ist von der Fahrt nicht viel zu berichten.

Im nächsten Herbst zog Jon allein südwärts nach dem Fischplatz, denn sein Vater war alt und schwach geworden. Aber ehe er hinausruderte, bat ihn der Bauer, ja nicht

unter den hohen Felsen am Bergabhang zu verweilen. Jon mußte ihm das ernstlich versprechen, das ja unter keinen Umständen zu tun.

Dann zog Jon fort; er hatte zwei Packpferde und ein Reitpferd mit. Die Pferde wollte er während des Winters auf den Landinseln einstellen, wie sein Vater es auch getan hatte. Seine Fahrt verlief nach Wunsch, er kam an den Bergabhang und zog eine Zeitlang an ihm hin. Der Tag war fast vorüber und Jon versuchte am Abhang vorbeizukommen, wie er's seinem Vater versprochen hatte. Aber kaum war er in der Nähe der Felsen, von denen sein Vater gesprochen hatte, da überfiel ihn ein furchtbares Unwetter mit Sturm und Regen. Er war an hohe Felsen gekommen und kam zu einem Halteplatz, so schön wie er ihn sich nur wünschen konnte, auf einer Anhöhe unter den Felsen. Er war reich mit Gras bewachsen und bot Schutz gegen den Regen. Es gefiel ihm gut, und er konnte nicht begreifen, was denn Schlimmes dabei sei, hier zu rasten, und so blieb er denn da. Er zäumte die Pferde ab und band sie fest. Er erblickte eine Höhle in dem Felsen. Dorthin trug er sein Gepäck, legte es an die eine Seite der Höhle nicht weit von der Türe; er machte es sich in seinen Sachen bequem und begann zu essen. Es war dunkel in der Höhle.

Als er eben im besten Essen war, da hörte er ein langgezogenes Geheule in der Höhle; er erschrak etwas darüber, faßte aber bald wieder Mut. Er nahm einen riesigen Fisch aus seinem Proviant heraus, riß die Haut so herunter, daß sie ganz blieb, bestrich den ganzen Fisch dick mit Butter und legte die Haut wieder darüber. Dann schleuderte er den Fisch möglichst tief in die Höhle hinein und sagte, daß die da drinnen sich vor dem in acht nehmen sollten, der ihnen dies sende, daß sie's aber behalten könnten, wenn sie wollten. Da hörte Jon nun, daß bald darauf das Geheul verstummte und jemand begann, den Fisch zu zerreißen. Als er fertig gegessen hatte, wollte er sich schlafen legen, aber da hörte er ein Geräusch im Geröll, und daß jemand schweren Schrittes auf den Eingang zukam. Da sah er gleich darauf eine große und mächtige Riesin kommen, und es war so, als leuchte ihre ganze Gestalt draußen im Dunkeln;

da wurde es Jon bang ums Herz. Als sie in die Türe der Höhle kam, sagte sie: „Menschengeruch ist in meiner Höhle!“

Dann ging sie weit ausschreitend hinein und legte ihre Bürde auf den Estrich. Es entstand ein so großes Getöse, daß die Höhle erdröhnte. Da hörte Jon die Alte mit jemand sprechen und er hörte, wie sie sagte: „Besser getan als nicht getan, und es wäre schlimm, wenn es nicht belohnt würde.“

Und dann sah er, wie die Riesin mit einem Licht in der Hand auf ihn zukam. Sie begrüßte Jon mit Namen, dankte ihm für ihre Kinder und bat ihn, mit in die Höhle zu kommen. Er bedankte sich, und die Alte steckte ihre beiden kleinen Finger in die Ösen seines Gepäcks, das mit Stricken festgebunden war, und nahm es mit hinein. Als sie hineinkamen, sah Jon zwei Betten, in dem einen lagen die beiden Kinder; es waren die, deren Geheule er gehört hatte, und die den Fisch gegessen hatten. Auf dem Estrich lag eine Menge Forellen, die die Alte am Abend geangelt und auf dem Rücken heimgebracht hatte, und davon hatte ihre ganze Gestalt im Dunkeln so geleuchtet.

Die Alte frug nun Jon, ob er lieber in ihrem Bett oder in dem der Kinder schlafen wolle, und da er das der Kinder vorzog, bettete sie die Kinder auf den Estrich, bezog sein Bett neu und sorgte für seine Schlafstätte.

Dann fing Jon an zu schlafen und wachte wieder auf, als die alte Riesin ihm gekochte Forellen zu essen brachte. Er dankte ihr dafür, und während er aß, saß die alte Riesin bei ihm und erzählte und war sehr vergnügt. Sie fragte ihn, wohin er rudern wolle, und er sagte es ihr. Da fragte sie ihn, ob er sich schon einen Platz bei jemand gesichert habe, er aber sagte nein. Da sagte sie ihm, daß alle Bootsplätze auf der Insel besetzt seien, so daß keines mehr jemand aufnähme, und daß er keine Wohnung finden würde außer bei einem alten Fischer, der kaum eine Gräte aus dem Wasser mehr angeln könne, und der nur ein fast unbrauchbares Boot habe und auch nur untaugliche Burschen, weil er keine ordentlichen Leute mehr kriegen könne. „Ich rate dir“, sagte sie, „dir einen Platz bei ihm zu sichern; er wird

sich zwar weigern, dich zu nehmen, aber du sollst nicht ruhen, bis er nachgibt. Ich kann dir jetzt nicht so belohnen, was du an meinen Kindern getan hast, wie ich gern wollte," sagte die alte Riesin, „aber hier sind zwei Angelhaken, die ich dir schenken will. Den einen sollst du nehmen und der Alte den andern. Ihr sollt immer allein sein beim Angeln, ich hoffe, die Haken werden sich brauchbar zeigen. Immer sollt ihr als die letzten von allen ausrudern und als erste am Abend heimkommen. Ihr sollt auch nicht weiter rudern als bis an den Felsen, der gerade vor dem Landungsplatz steht. Wenn du nach Landinselsand kommst, da werden die letzten Inselboote fahrbereit sein. Fahre mit ihnen nach den Inseln, binde deine Pferde am Strand zusammen, und bitte keinen, für sie zu sorgen und kümmere dich auch nicht weiter um sie. Ich werde mich im Winter etwas um sie kümmern. Und wenn es wirklich so kommen sollte, daß du im Winter Glück hast beim Fischen, da wäre es mir lieb, wenn ich deinen Pferden mein Pferd könnte folgen lassen, um mir ein paar Fische zu holen, denn Dörrfisch schmeckt mir herrlich". Jon sagte ihr das zu und versprach ihr, in allen Dingen ihrem Rat zu folgen.

Am Morgen ging Jon aus der Höhle und trennte sich in Freundschaft von der Alten. Erzählt wird nichts von der Reise Jons, bis er nach Landinselsand kam. Dort lagen die letzten Inselboote fahrtbereit. Jon schirrte seine Pferde ab und band sie am Strand zusammen, ohne jemand zu bitten, für sie zu sorgen. Die andern machten sich lustig über Jon deshalb und sagten, die Pferde würden wohl gut imstande sein am Ende der Fischzeit. Jon aber kümmerte sich nicht um ihren Spott, tat vielmehr, als höre er nichts und zog mit ihnen nach den Inseln. Als er dahinkam, suchte er sich einen Bootsplatz, fand aber keinen, denn überall war alles vollbesetzt. Schließlich kam er zu dem alten Fischer, zu dem die Alte ihn geschickt hatte. Er bat ihn, ihn aufzunehmen. Aber der alte Mann wollte nicht und sagte, er wolle solch tüchtigem Manne keinen Schaden antun. „Ich angle nie auch nur eine Gräte aus dem Wasser", sagte der alte Fischer, „und ich habe nur untaugliche Burschen für mein elendes Boot. Ich kann nur bei bestem und ruhigstem Wet-

ter rudern", sagte er, „und es ist nicht angesehen für einen tüchtigen Mann, sich an meine Untüchtigkeit zu binden". Jon sagte, das müßte ja sein eigener Schade sein, und er bat den Alten so lange, bis er ihn nähm. Jon zog nun beim Alten ein, und die Männer fanden nicht, daß er dabei gut beraten gewesen sei und verspotteten ihn.

Nun kam die Fischzeit. Eines Morgens wachten Jon und die Seinen davon auf, daß alle Fischer auf den Inseln bei schönstem und ruhigsten Wetter hinausruderten. Da sagte der Alte: „Ich weiß nicht, ob ich auch hinausrudern soll. Ich glaube, es wird nicht viel dabei herauskommen." Jon sagte, es sei keine Gefahr dabei, es auch zu versuchen. Dann zogen sie sich ihre Lederanzüge an und fuhren hinaus. Als sie aber gerade gegenüber der eigentlichen Landungsstelle waren, da glaubte Jon den Felsen zu erkennen, den die Riesin gemeint hatte. Er sagte, er wolle nur spaßeshalber hier an dieser Stelle seine Schnur auswerfen, und kaum hatte er's getan, als er einen Fisch heraufzog. Da gab er dem Alten den anderen Angelhaken, der Riesin Geschenk. An diesem Tage hatten sie dreimal das Boot voll an dieser Stelle, fuhren heim, lange ehe die andern kamen, und dann waren sie bald mit der Zubereitung fertig. Alle waren verwundert über den Fischfang des Alten. Sie fragten ihn, wo es soviel gäbe, und er sagte es ihnen. Sie ruderten am andern Tage auch dahin, sahen aber an dieser Stelle nichts Lebendiges und ruderten darum weiter hinaus. Jon und der Alte fuhren erst nachher hinaus, und es ging genau so wie am Tage zuvor. Und so ruderten sie den ganzen Winter nach dem Felsen und jeder fing zwölfhundert Fische, und sie waren die Glücklichsten beim Fischfang. Am vorletzten Tage ruderten sie zum letztenmal hinaus, und da waren, als sie die Leinen aufzogen, beide Angelhaken verschwunden, und es schien, als seien sie losgemacht worden, aber es bekümmerte sie nicht, und sie fuhren heim.

Nun zog Jon mit dem Fisch nach dem Festland und wurde auf demselben Boot übergesetzt, mit dem er im Herbst hinübergefahren war. Unterwegs spotteten die Leute darüber, daß seine wohlgenährten Pferde nun gewiß den Dörrfisch nach dem Nordland tragen könnten. Als sie an

den Strand kamen, sahen sie seine Pferde noch genau so festgebunden, wie er sie verlassen hatte. Und als sie sich die Pferde näher ansahen, da fanden sie sie zu ihrer Überraschung, als seien sie im Winter gemästet worden. Aber außer seinen Pferden stand noch ein Pferd da mit einem Saumsattel, braun und stark gebaut. Die Genossen bekamen nun beinahe Angst vor ihm und hielten ihn für einen großen Zauberer wegen des guten Fischfangs und wegen seiner Pferde, die in so gutem Stande waren, als hätte eines für sie gesorgt. Jon band den Dörrfisch auf die Pferde und lud ebenso viele auf das braune allein wie auf seine zwei; dann ritt er nordwärts.

Die Riesin empfing ihn freundlich und er blieb ein paar Tage bei ihr und gab ihr alle Fische, die der Braune getragen hatte. Sie erzählte ihm viel und auch, daß ihre Kinder im Winter gestorben seien, und sie sie unter dem Felsen neben ihrem Manne begraben habe; sie habe auch die Haken von den Angelschnüren genommen und die Pferde an den Strand gebracht. Als sie ihn fragte, ob er von Hause etwas gehört habe und er dies verneinte, da erzählte sie ihm, sein Vater sei im Winter gestorben und als einziges Kind müsse er nun die Wirtschaft übernehmen. Er selbst würde auf den Hof ziehen, sich im Sommer eine Frau nehmen und sehr glücklich werden.

Und nun bat sie ihn noch um die Erfüllung einer Bitte. Sie sagte, sie habe nun nicht mehr viel Zeit, und wenn er von ihr träume, dann möge er möglichst bald herkommen und sie neben ihrem Manne und ihren Kindern begraben. Sie zeigte ihm die Stelle, wo diese begraben waren. Dann öffnete sie eine Seitenhöhle, wo zwei Truhen standen mit Gold und allerlei Schätzen gefüllt. Diese Truhen solle er dann erben und ebenso das braune Pferd, sagte sie. Sie würde die Truhen schon zusammenbinden und hinaussetzen, ehe sie sterbe, und sie würde auch schon etwas darunterstellen, so daß er nur das Pferd dazwischenzuführen und die Ösen am Sattel festzubinden brauche. Der Braune könne auf seinem Saumsattel bequem die Truhen tragen, ohne daß er selbst es nötig habe, sich darum zu kümmern, bis er nach dem Norden käme.



Dann trennten sie sich in großer Herzlichkeit, Jon und die Riesin. Die Reise ging gut vonstatten bis ins Nordland. Dort fand er alles so, wie die Riesin gesagt hatte und alles kam auch so. Jon wurde seines Vaters Erbe und heiratete eine Bauerntochter aus der Umgegend. Nun ging es auf die Zeit des Mähens, da träumte Jon eines Nachts von der Riesin. Sofort dachte er an ihre Bitte und er stand sogleich auf. Draußen stürmte es und regnete. Jon ließ den Reitknecht beide Reitpferde holen. Der Knecht gehorchte und Jon beeilte sich mit seinem Ritt. Seiner Frau wollte er nichts darüber sagen, bat sie aber, unbesorgt zu sein, auch wenn er ein paar Tage fortbleibe. Dann ritt er so schnell er nur konnte, kam an die Höhle, und die Riesin, die draußen stand, konnte nur noch kurz mit ihm sprechen. Er blieb bei ihr, bis sie gestorben war, und begrub sie dann an der von ihr selbst gewählten Stelle. Dann nahm er das braune Pferd mit dem Saumsattel. Vor der Höhle standen zwei Truhen mit Ösen daran. Er stellte das Pferd dazwischen, band die Ösen am Sattel fest und zog mit allem fort. Er ritt glücklich heim, blieb auf seinem Hof und wurde ein sehr reicher Mann. Er wohnte lange und zufrieden auf seinem vom Vater ererbten Hof, hatte in allem Glück und war angesehen bei allen Leuten. Damit ist diese Geschichte zu Ende.

Die drei Königstöchter im blauen Berge

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und darüber grämten sie sich so sehr, daß sie fast keine frohe Stunde mehr hatten. Eines Tages stand der König auf dem Altan und sah über die großen Länderstrecken hin und alles, was ihm zu eigen gehörte. Es war sehr viel und sah sehr schön aus; aber er dachte, er könne sich gar nicht darüber freuen, wenn er nicht wüßte, was aus dem allen nach seinem Tode werden solle. Während er nun so dastand und sinnierte, kam ein altes Weib des Weges daher, das die Leute in Gottes Namen um ein Almosen bat. Sie begrüßte den König, knixte und fragte, was denn dem Herrn König fehle, daß er so unglücklich aussehe.

„Ach, meine gute Frau, da kannst du mir nicht helfen," sagte der König. „Es würde nichts nützen, wenn ich es dir auch erzählte."

„Aber es wäre doch vielleicht möglich," erwiderte die Bettelfrau; „zum Glück braucht es oft recht wenig. Der Herr König denkt daran, daß er für sein Reich und Land keinen Erben hat," fuhr sie fort. „Aber darum braucht Er sich nicht zu sorgen; der Herr König wird mit der Frau Königin drei Töchter haben, aber er muß diese Töchter wohl hüten, daß sie nicht unter den freien Himmel kommen, bis sie fünfzehn Jahre alt geworden sind; sonst kommt eine Schneewolke und entführt sie."

Als die Zeit herangekommen war, genas die Königin eines schönen Mägdleins; im nächsten Jahr ging es ebenso und im dritten desgleichen.

Der König und die Königin waren über alle Maßen glücklich; aber so beglückt der König auch war, so vergaß er doch nicht, eine Wache vor die Stubentür zu stellen, damit die Prinzessinnen nicht hinauswitschten.

Als die Königstöchter heranwuchsen, wurden sie hold und schön, und es ging ihnen auch in jeder Weise gut. Das einzige Traurige war, daß sie nicht hinaus durften, um wie andere Kinder im Freien zu spielen; aber so oft sie auch die Eltern darum anflehten, und so oft sie auch bei der Wache

bittelten und bettelten, – es nützte alles nichts, hinaus durften sie nicht, bis sie alle fünfzehn Jahre geworden wären.

Eines Tages, nicht lange, bevor die jüngste Königstochter ihr fünfzehntes Jahr vollendet hatte, waren der König und die Königin bei dem schönen Wetter ausgefahren; die Prinzessinnen aber standen am Fenster und schauten hinaus. Die Sonne schien, und alles ringsum war herrlich grün und schön, die Prinzessinnen dachten, sie müßten hinaus – es möchte gehen, wie es wolle. Alle drei bittelten und bettelten, der Posten solle sie doch in den Garten hinauslassen; er könne ja selbst sehen, wie warm und schön es sei, an so einem Tag könne unmöglich ein Schneesturm daherkommen.

Nun, der Posten meinte ja auch, es sehe nicht danach aus, und wenn die Prinzessinnen durchaus hinausgehen wollten und müßten, dann sollten sie eben gehen, sagte er. Aber es sollte nur auf einen einzigen kurzen Augenblick sein; er selbst wolle auch mitgehen und auf sie aufpassen.

Als sie in den Garten hinunterkamen, sprangen sie lustig umher wie Zicklein, pflückten Hände voll Blumen und grünen Zweigen, das schönste, was sie sahen. Schließlich konnten sie nicht noch mehr tragen; aber als sie eben hineingehen wollten, fiel ihr Blick auf eine große Rose, die ganz am anderen Ende des Gartens blühte. Diese Rose war viel, viel schöner als alles andere, was die Prinzessinnen gefunden hatten; deshalb wollten sie sie durchaus auch noch haben. Aber in dem Augenblick, wo sie sich verbeugten, um die Rose zu pflücken, kam eine große, dichte Schneewolke daher, – und die Prinzessinnen waren verschwunden.

Das war ein Jammer im ganzen Lande, und der König ließ in allen Kirchen verkündigen, wer immer die Prinzessinnen erretten würde, solle das halbe Königreich, seine goldene Krone und obendrein eine von den Prinzessinnen, welche er wolle, zur Frau bekommen. Da gab es natürlich Männer genug, die das halbe Königreich und eine Prinzessin obendrein gerne gewonnen hätten, und Vornehme und Geringe zogen aus nach allen Enden und Ecken des Landes. Aber keiner konnte die Königstöchter finden, noch

auch die geringste Spur von ihnen entdecken.

Nachdem nun alle die Großen und Höchsten im Lande ausgezogen waren, wollten sich auch noch ein Hauptmann und ein Leutnant aufmachen und ihr Glück versuchen. Jawohl, der König rüstete sie mit Silber und Gold aus und wünschte ihnen alles Glück auf die Reise.

Nun war da ein Soldat, der wohnte mit seiner Mutter in einem Häuschen gerade vor dem Königsschlosse. Diesem träumte in einer Nacht, auch er zöge aus und suche die Prinzessinnen. Am Morgen erinnerte er sich noch deutlich an das, was er geträumt hatte, und besprach sich mit seiner Mutter darüber.

„Höre, da könnte irgend eine Hexerei mit im Spiele sein," sagte die Mutter. „Du mußt drei Nächte hintereinander dasselbe träumen, sonst kann man sich nicht darauf verlassen."

Aber in den zwei folgenden Nächten ging es geradeso; beide Male kam derselbe Traum wieder; der Soldat meinte, er müsse ausziehen. Er wusch sich also, zog seine Uniform an und begab sich aufs Schloß in die Küche - es war gerade einen Tag, nachdem die beiden anderen ausgezogen waren.

„Geh du nur wieder heim," sagte der König. „Die Prinzessinnen hängen jetzt wohl zu hoch für dich," sagte er, „und dann habe ich auch schon soviel Reisegeld hergegeben, daß heute keines mehr da ist. Komm lieber an einem andern Tag wieder."

„Wenn ich gehe, dann will ich heute gehen," sagte der Soldat - „Reisegeld brauche ich nicht so notwendig; ich will nichts als einen Trunk in die Flasche und Speise in meine Tasche," sagte er. „Aber ein ordentlicher Schnappsack muß es sein, so viel Fleisch und Speck, wie ich nur zu tragen vermag."

Jawohl, das solle er bekommen, wenn er sonst nichts verlange, lautete da die Antwort.

So machte er sich denn auf den Weg, und er war noch nicht viele Meilen gegangen, als er den Hauptmann und den Leutnant einholte.

„Wo willst du hin?" fragte der Hauptmann, als er die Uniform sah.

„Ich will ausziehen und versuchen, ob ich die drei Königstöchter finden kann."

„Das wollen wir auch," sagte der Hauptmann. „Und da du den gleichen Zweck hast, darfst du dich uns anschließen; denn wenn wir sie nicht finden, dann findest du sie sicher auch nicht, mein Junge," sagte er.

Nachdem sie eine Weile miteinander gewandert waren, verließ der Soldat die Landstraße und schlug einen Waldweg ein.

„Nun, wo willst du hin?" fragte der Hauptmann. „Es ist gewiß am besten, wenn wir auf der Landstraße weitergehen," sagte er.

„Das ist wohl möglich," antwortete der Soldat. „Aber mein Weg führt hier weiter."

Er blieb auf dem Pfade, und als die beiden andern das sahen, drehten sie um und kamen ihm nach. Es ging weiter und immer weiter durch große Wälder und durch enge, unbekannte Täler. Schließlich wurde es hell, und als die Wanderer aus dem Walde hinauskamen, standen sie vor einer langen, langen Balkenbrücke, über die sie hinüber mußten. Vor der Brücke aber stand ein Bär als Wache; dieser richtete sich auf und kam auf sie zu, als wenn er sie fressen wollte.

„Was tun wir jetzt?" fragte der Hauptmann.

„Es heißt, der Bär ist sehr gierig auf Fleisch," sagte der Soldat und warf ihm eine Vorderkeule hin. Da kamen sie vorbei. Aber an dem andern Ende der Brücke stand ein Löwe, der brüllte und lief ihnen mit aufgesperrtem Rachen entgegen, als wenn er sie alle drei verschlingen wollte.

„Jetzt ist es am besten, wenn wir die Füße heimwärts wenden, hier kommen wir nicht lebend vorbei," sagte der Hauptmann.

„Ach, der ist wohl auch nicht so gefährlich!" sagte der Soldat. „Ich habe gehört, der Löwe ist wie toll auf Speck aus, und in meinem Schnappsack habe ich ein halbes Schwein," sagte er. Er warf dem Löwen einen Schinken



hin; der begann sogleich zu nagen und zu beißen, und so kamen die drei auch hier durch.

Gegen Abend erreichten sie einen großen, prächtigen Hof. Ein Zimmer war schöner als das andere, und es gleißte und glänzte, wohin sie sahen. Aber das war nichts für den Magen. Der Hauptmann und der Leutnant klimperten mit ihrem Gelde in den Taschen und hätten sich gern etwas zu essen gekauft, aber sie sahen niemand und fanden auch nirgends etwas zum Nagen oder zum Beißen. Da bot ihnen der Soldat aus seinem Schnappsack Fleisch und Speck an. Sie waren durchaus nicht stolz und ließen sich nicht lange nötigen, sondern aßen von dem, was der Soldat hatte, so eifrig, als wenn sie noch nie etwas gegessen hätten.

Am nächsten Tage sagte der Hauptmann, sie müßten auf die Jagd gehen und sich etwas verschaffen, wovon sie leben könnten. Dicht bei dem Hofe war ein großer Wald, der war voller Hasen und Vogelwild. Der Leutnant sollte daheim bleiben und das Haus besorgen und den Rest von des Soldaten Mundvorrat kochen. Indessen schossen die andern so viel, daß sie es kaum nach Hause tragen konnten. Aber als sie ans Tor kamen, war der Leutnant sehr elendig daran; er konnte ihnen kaum noch aufmachen.

„Was ist denn mit dir geschehen?" fragte der Hauptmann.

Nun, da erzählte er: gleich nachdem die andern gegangen waren, war ein winzig kleiner Mann mit einem langen Bart an Krücken hereingehumpelt und hatte ihn flehentlich um einen Heller gebeten. „Aber als er ihn bekommen hatte," sagte der Leutnant, „ließ er ihn auf den Boden fallen, und ob er sich auch alle Mühe gab, er konnte ihn nicht aufheben, so zitterig und lendenlahm war er. Der alte Tropf tat mir leid, und so bückte ich mich, um den Heller aufzuheben. Aber da war er auf einmal nicht mehr zitterig und lendenlahm; er bearbeitete mich mit seinen Krücken, daß ich bald kein Glied mehr rühren konnte."

„Du solltest dich schämen! Du, ein Soldat des Königs, läßt dich von einem Krüppel durchprügeln; und dann redest du obendrein noch davon!" sagte der Hauptmann. „Pah, morgen bleibe ich daheim, dann werdet ihr etwas anderes erleben!"

Nun also, am nächsten Tage gingen der Leutnant und der Soldat auf die Jagd; der Hauptmann blieb daheim, um das Essen zu kochen und das Haus zu hüten. Aber wenn es ihm nicht schlechter ging, so ging es ihm auch nicht besser. Nach einiger Zeit kam der alte Mann und bat um einen Heller. Sobald er ihn hatte, ließ er ihn fallen, und das Geldstück verschwand und blieb verschwunden. Da bat er den Hauptmann, er solle ihm suchen helfen; der überlegte nicht lange, sondern bückte sich, um zu suchen. Aber er hatte sich noch nicht recht gebückt, als der Alte ihn mit seinen Krücken durchbläute, und so oft der Hauptmann sich aufrichten und sich wehren wollte, bekam er einen Schlag, daß ihm Hören und Sehen verging. Als die andern am Abend heimkamen, lag der Hauptmann noch auf demselben Fleck und konnte kein Glied rühren.

Am dritten Tage mußte der Soldat daheim bleiben, während die beiden andern auf die Jagd gingen. Der Hauptmann sagte, er solle sich wohl in acht nehmen. „Denn dich schlägt der Alte auf der Stelle tot, mein Junge," sagte er.

„Ach, da müßte einem das Leben sehr verleidet sein, wenn man es sich von so einem alten Krüppel nehmen ließe," meinte der Soldat.

Kaum waren die beiden andern zur Tür hinaus, als der alte Mann auch schon da war und um einen Heller bat.

„Geld habe ich noch nie besessen," entgegnete der Soldat, „aber zu essen sollst du bekommen, sobald das Mahl gekocht ist," sagte er. „Aber wenn wir kochen wollen, mußt du das Holz dazu spalten."

„Das kann ich nicht," sagte der Mann.

„Kannst du es nicht, so mußt du es lernen," sagte der Soldat. „Das wird bald geschehen sein; komm nur mit mir in den Holzstall!"

Dort zog der Soldat einen dicken Prügel heraus und schlug die Axt hinein, daß ein großer, tiefer Spalt entstand.

„Jetzt mußt du dich hinlegen und genau dem Spalt entlang sehen, dann wirst du bald lernen, wie man Holz spaltet," sagte der Soldat. „Indessen will ich hier hauen und spalten."

Nun, der Alte war nicht sehr schlau; er tat, was ihm geheißen worden war; er legte sich nieder und untersuchte den Spalt im Prügel. Sobald nun der Soldat sah, daß der Bart ordentlich in den Spalt hineingeraten war, schlug er die Axt heraus und verbläute den Alten mit dem Rücken der Axt. Dann schwang er die Axt über dessen Kopf und schwur, er werde ihm die Hirnschale zerschmettern, wenn er nicht auf der Stelle sage, wo die Königstöchter seien.

„Laß mir mein Leben, laß mir mein Leben, ich will es dir sagen!" rief der Alte. „Ostwärts von diesem Hofe ist ein großer Hügel," sagte der Alte. „Oben auf diesem Hügel mußt du ein viereckiges Rasenstück herausschneiden, dann siehst du eine schwere Steinplatte, und unter dieser findest du ein tiefes Loch. In dieses Loch mußt du dich hinunterlassen, dann kommst du in eine andere Welt; und da sind die Königstöchter bei dem Bergtroll. Aber es geht sehr weit hinunter, es ist ganz dunkel da, und der Weg führt durch Wasser und Feuer hindurch."

Nachdem der Soldat dies und alles, was er wissen wollte, erfahren hatte, befreite er den eingeklemmten Alten aus seiner Lage, und der war im Handumdrehen verschwunden.

Als der Leutnant und der Hauptmann heimkamen,

waren sie sehr erstaunt, den Soldaten noch am Leben zu finden. Nun, der erzählte von Anfang bis zu Ende, wie es ihm ergangen war, und sagte auch, wo die drei Königstöchter seien, und wie man sie finden könnte. Da wurden die andern so vergnügt, als wenn sie die Königstöchter allbereits hätten; und nachdem sie sich sattgegessen hatten, nahmen sie einen Korb und so viele Stricke und Seile, wie sie nur finden konnten, und gingen alle drei nach dem Hügel. Da machten sie zuerst das Rasenstück los, wie der Alte gesagt hatte; darunter fanden sie eine große, schwere Steinplatte, aber sie war doch nicht so schwer, daß die drei Männer sie nicht hätten bewältigen können. Dann wollten sie messen, wie tief das Loch sei. Sie banden zwei und dreimal neue Seile aneinander, fanden aber keinen Grund, beim dritten Mal so wenig wie beim ersten Male. Zuletzt banden sie alles, was sie hatten, aneinander, die dicken wie die dünnen Stricke, und da fühlten sie, daß es hinunter reichte.

Natürlich wollte der Hauptmann zuerst hinunter. „Aber wenn ich am Seil ziehe," sagte er, „müßt ihr mich eiligst wieder heraufziehen." Es war dunkel und häßlich da drinnen, aber er dachte, er müsse es aushalten, wenn es nur nicht schlimmer käme. Aber plötzlich sausten ihm kalte Wasserströme um die Ohren; da bekam er eine Todesangst und zog hastig am Seil.

Nun, dann wollte es der Leutnant versuchen; aber es ging ihm nicht viel anders als dem ersten. Nachdem er durch die Wasserflut hindurchgekommen war, sah er unter sich im Abgrund ein Feuer auflodern; da bekam auch er Angst und trat die Rückreise an.

Jetzt machte sich der Soldat auf den Weg. Er ließ sich hinabgleiten durch Wasser und Feuer hindurch, immer weiter, bis er auf dem Boden ankam. Da drunten war es so stockdunkel, daß er die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Er wagte auch den Korb nicht loszulassen; so drehte er sich nur im Kreise herum, streckte die Arme aus und tastete um sich her. Doch plötzlich sah er weit, weit draußen einen kleinen Lichtschein, nur wie einen Schimmer; auf den ging er zu. Nachdem er eine Strecke gegangen war, wurde

es heller um ihn her, und dann dauerte es nicht lange, da sah er, daß da eine goldene Sonne am Himmel aufging, und darauf wurde es hell und schön, gerade wie in der andern Welt droben. Zuerst begegnete er einer großen Viehherde mit so fetten Kühen, daß sie nur so glänzten; und als er an der Herde vorüber war, kam er an ein großes, prächtiges Schloß. Da ging er durch viele Zimmer, ohne einen Menschen zu treffen. Schließlich hörte er ein Spinnrädchen schnurren, und als er eintrat, saß da die älteste Königstochter und spann Kupferfäden, und die Stube, und alles, was darin war, war aus blankgescheuertem Kupfer.

„Ei, wie kommt ein Christenmensch hierher?" fragte die Prinzessin. „Gott soll mich bewahren, was willst du?"

„Ich will dich aus dem Berge befreien," antwortete der Soldat.

„Lieber Freund, geh, geh! Wenn der Bergtroll heimkommt, bringt er dich auf der Stelle um. Er hat drei Köpfe," sagte sie.

„Das ist mir einerlei, und wenn er vier hätte!" sagte der Soldat. „Nun ich da bin, will ich auch da bleiben."

„Ja, wenn du so eigensinnig bist, muß ich wohl sehen, ob ich dir helfen kann," sagte die Königstochter. Dann befahl sie ihm, hinter den großen Braubottich zu kriechen, der im Vorzimmer stand, indessen wolle sie den Berggeist in Empfang nehmen und ihn lausen, bis er einschlafe. „Aber wenn ich hinausgehe und die Hühner locke, daß sie hereinkommen und aufpicken, was von seinem Kopfe fällt, dann mußt du rasch herbeikommen," sagte sie. „Jetzt versuche zuerst, ob du das Schwert schwingen kannst, das dort auf dem Tische liegt."

Nein, es war ihm zu schwer, er konnte es nicht einmal von der Stelle rühren. Da durfte er zur Stärkung einen Schluck aus dem Horne nehmen, das hinter der Gangtüre hing; da war er so weit, daß er das Schwert bewegen konnte.

Nun, da nahm er noch einen Schluck, und da konnte er es aufheben. Aber dann nahm er einen recht großen Schluck, da konnte er das Schwert schwingen, so schnell er wollte.

Plötzlich kam der Bergtroll dahergesaust, daß das ganze Schloß erbebte.

„Pfui, pfui! Ich wittre Christenblut in meinem Hause!" rief er.

„Ja, es ist vorhin ein Rabe vorbeigeflogen, der hatte einen Menschenknochen im Schnabel und ließ ihn in den Schornstein fallen. Ich warf ihn wohl hinaus und fegte und wusch nachher auch tüchtig, aber es wird wohl immer noch danach riechen," antwortete die Prinzessin.

„Ja, ich rieche es wohl," sagte der Troll.

„Aber komm jetzt, dann will ich dich lausen," sagte die Prinzessin. „Vielleicht ist es vorbei, wenn du erwachst."

Dazu war der Troll gleich bereit, und es dauerte nicht lange, bis er laut schnarchte. Als die Königstochter merkte, daß er eingeschlafen war, stützte sie ihm die Köpfe mit Stühlen und Federkissen und lockte dann die Hühner. Da schlich sich der Soldat mit dem Schwert herein und schlug dem Troll alle drei Köpfe mit einem Hieb ab.

Die Prinzessin lachte und sang vor lauter Freude und geleitete ihn zu ihren Schwestern, damit er diese auch aus dem Berg befreie. Zuerst ging es über einen Hofplatz und dann durch viele große Zimmer, bis sie an eine gewaltige Türe kamen.

„Hier mußt du hineingehen," sagte die Königstochter. „Jetzt sind wir da."

Als er die Tür öffnete, war dahinter ein großer, großer Saal, wo alles aus lauterem Silber war; da saß die mittlere Königstochter und spann an einem silbernen Rädchen.

„Ach, das Gott erbarm! Was willst du hier?" rief sie.

„Dich von dem Troll befreien," sagte der Soldat.

„Ach, lieber Freund, geh nur wieder!" rief die Prinzessin. „Wenn er dich findet, bringt er dich auf der Stelle um."

„Das ist nicht wahrscheinlich – wenn ich ihn nicht zuerst umbringe," sagte der Soldat.

„Ja, wenn du durchaus willst," antwortete sie, „dann kannst du hier im Flur hinter den großen Bottich krie-

chen. Aber wenn ich die Hühner locke, mußt du gleich hereinkommen."

Zuerst mußte er aber noch versuchen, ob er Manns genug sei, das Trollschwert zu schwingen, das auf dem Tische lag; es war viel größer und schwerer, als das erste, und er war kaum imstande, es von der Stelle zu rücken. Hierauf nahm er drei Schlucke aus dem Horn, da war er stark genug, es aufzuheben, und als er noch drei Schlucke genommen hatte, konnte er damit fechten, wie mit einer Backschaufel.

Kurz darauf donnerte es laut und immer lauter, daß es ganz schrecklich anzuhören war, und da kam auch schon ein Troll mit sechs Köpfen daher.

„Pfui, pfui!" rief er, gleich als er die Nase zur Tür hereinsteckte. „Ich wittre, wittre Christenfleisch in meinem Hause!"

„Ja, denk dir nur, vor einer Weile kam ein Rabe mit einem Schenkelknochen dahergeflogen und ließ ihn durch den Schornstein herunterfallen," sagte die Königstochter. „Er warf ihn herein, und ich warf ihn hinaus. Schließlich brachte ich ihn fort und räucherte schnell hier drinnen; aber der Geruch ist wohl trotzdem nicht so rasch vergangen," sagte sie.

„Nein, ich rieche ihn noch gut," sagte der Troll. Aber dann war er müde und legte seine Köpfe der Prinzessin in den Schoß, und sie lauste sie, bis sie alle miteinander laut schnarchten. Da lockte sie die Hühner, und dann kam der Soldat und hieb alle sechs Köpfe ab, als wenn es nur Kohlköpfe gewesen wären.

Auch diese Königstochter war natürlich nicht weniger vergnügt als die erste, aber während sie miteinander tanzten und sangen, fiel ihnen ihre jüngste Schwester ein; da wiesen sie den Soldaten über einen großen Hof und durch viele, viele Zimmer, bis er in einem goldenen Saal zu der dritten Königstochter kam. Sie spann einen goldenen Faden an einem goldenen Rädchen, und bis an die Decke hinauf glänzte und gleißte alles, daß einem die Augen ordentlich weh taten.

„Gott steh dir bei und helfe mir und dir! Was willst

du hier?" rief die Königstochter. „Geh, geh, sonst bringt er uns beide um!"

„Einer oder zwei, das ist einerlei," sagte der Soldat.

Die Prinzessin weinte und bat, aber es half nichts; er sagte, er wolle dableiben, und er müsse dableiben. Und als alles nichts half, sollte er wenigstens probieren, ob er das Trollschwert schwingen könne, das auf dem Flurtisch lag; aber mehr, als es bewegen konnte er nicht - dieses Schwert war noch viel größer und schwerer als die beiden andern. Da durfte er das Horn von der Wand herunternehmen und drei Schlucke daraus trinken; aber trotzdem konnte er nicht mehr, als es heben, erst nachdem er zur Stärkung noch drei Schlucke genommen hatte, konnte er es aufheben, und nachdem er noch dreimal getrunken hatte, schwang er es so leicht wie eine Feder. Dann traf die Prinzessin mit dem Soldaten dieselbe Verabredung wie die beiden andern: wenn der Troll fest eingeschlafen sei, wollte sie die Hühner locken, dann solle er rasch hereinkommen und ihm den Garaus machen.

Während sie noch sprachen, ertönte ein Dröhnen und Lärmen, als wenn die Wände und die Decke einstürzen sollten.

„Pfui, pfui! Ich wittre Christenfleisch!" rief der Troll und schnüffelte mit allen seinen Nasen.

„Ja, so etwas ist noch nie dagewesen; gerade vorhin flog ein Rabe hier vorüber und ließ einen Menschenknochen durch den Schornstein herunterfallen. Ich warf ihn hinaus und er ihn herein, und das ging unaufhörlich so fort," sagte die Prinzessin. „Schließlich habe ich ihn vergraben," sagte sie, „und danach hier gut gescheuert und ausgeräuchert, aber es ist trotzdem noch etwas von dem Geruch zurückgeblieben."

„Ja, das rieche ich," sagte der Troll.

„Komm und lege dich in meinen Schoß, dann will ich dich lausen," sagte die Prinzessin, „bis du ausgeschlafen hast, ist alles vorbei."

Nun, das tat er, und als er fest schnarchte, stützte sie ihm die Köpfe mit Bänken und Federbetten, daß sie selbst weg konnte, und dann lockte sie die Hühner. Da schlich

der Soldat in Strümpfen herein und hieb auf den Troll los, daß acht Köpfe auf einen Schlag wegflogen – das Schwert war zu kurz und reichte nicht weiter. Der neunte Kopf erwachte und fing gleich zu brüllen an: „Pfui, pfui, ich wittre Christenfleisch!"

„Ja, hier ist ein Mensch!" rief der Soldat. Und ehe der Troll sich aufrichten und etwas erfassen konnte, versetzte ihm der Soldat noch einen Hieb, und da rollte auch der neunte Kopf herunter.

Nun war die Freude groß bei den Königstöchtern, denn nun brauchten sie die Trollköpfe nicht mehr zu lausen; sie wußten garnicht, was sie dem, der sie erlöst hatte, alles zu liebe tun sollten, und die jüngste Prinzessin streifte ihren goldenen Ring vom Finger und knüpfte ihn in seine Haare. Dann sammelten sie soviel Gold und Silber, wie sie tragen konnten, und machten sich miteinander auf den Heimweg.

Sobald sie am Seil zerrten, zogen der Hauptmann und der Leutnant die Prinzessinnen hinauf, eine nach der andern. Aber als diese gut oben angekommen waren, dachte der Soldat, es sei dumm von ihm gewesen, daß er sich nicht vor den Königstöchtern in den Korb gesetzt habe und hinaufgefahren sei, denn er traute seinen Kameraden nur halb. Er wollte sie deshalb auf die Probe stellen; darum legte er einen schweren Goldklumpen in den Korb und sprang rasch auf die Seite. Als der Korb etwa halbwegs droben war, hieben sie oben das Seil ab, so daß der Goldklumpen herunterfiel und die Stücke davon dem Soldaten um die Ohren sausten.

„Nun sind wir ihn los," sagten sie.

Dann bedrohten sie die Prinzessinnen mit dem Tode, wenn sie nicht aussagten, sie, der Hauptmann und der Leutnant, seien es gewesen, die sie von den Bergtrollen erlöst hätten. Die Prinzessinnen sträubten sich, und ganz besonders die jüngste; aber das Leben verlieren ist schwer, und so bekamen die zwei, die die Macht hatten, ihren Willen.

Als nun der Hauptmann und der Leutnant mit den Prinzessinnen heimkamen, war großer Jubel im Königs-

schlosse. Der König war so glücklich, daß er nicht wußte, auf welchem Fuß er stehen sollte. Er holte seinen besten Wein aus dem Schranke und schenkte beiden zum Willkommen ein; und wenn ihnen früher keine Ehre erwiesen war, so geschah das jetzt, das dürft ihr glauben. Und die beiden stolzierten und brüsteten sich den ganzen Tag wie die Herren, jetzt, wo sie den König zum Schwiegervater bekommen sollten; denn das war klar, daß jeder die von den Prinzessinnen bekommen würde, die er sich wünschte, und noch das halbe Königreich zum Teilen. Beide wollten die jüngste Königstochter haben, aber so sehr sie auch baten und drohten, es half alles nichts, diese wollte um keinen Preis einen von den zweien. Da sprachen sie mit dem König und baten ihn, die Prinzessin von einer zwölf Mann starken Wache bewachen zu lassen; denn seit sie in dem Berge gewesen sei, sagten sie, sei sie schwermütig, und sie hätten Angst, sie könnte sich ein Leid antun. Nun ja, sie bekamen die Wache, und der König selbst sagte zu der Wache, sie solle gut auf die Prinzessin acht geben und sie überall begleiten, wo sie gehe und stehe.

Dann galt es zum Fest für die beiden ältesten zu kochen und zu backen; es sollte eine Hochzeit werden, wie man noch nie eine gesehen hatte; und sie brauten und buken und schlachteten, es wollte kein Ende nehmen.

Indessen war der Soldat da drunten in der andern Welt. Er fand es recht schwer, daß er nie mehr die Menschen und das Tageslicht sehen sollte. „Aber etwas muß ich doch tun," dachte er. Und so ging er von einem Zimmer ins andere, einen Tag lang, zwei Tage und noch viele andere dazu. Er machte Schränke und Schubladen auf und suchte auf den Borten und besah sich alle die prächtigen Sachen, die sich da fanden. Schließlich kam er an eine Tischlade; er zog sie heraus, und da lag ein goldener Schlüssel darin. Jetzt probierte er mit diesem Schlüssel alle Schlösser, die er fand; aber der Schlüssel paßte in keines hinein, bis er an einen kleinen Wandschrank über dem Bett kam, und in dem Schrank fand er eine alte verrostete Pfeife.

„Es könnte ja ganz nett sein, zu probieren, ob irgend

eine Melodie darin sitzt," dachte er und setzte die Pfeife an den Mund. Ehe er sich darüber klar wurde, begann es von allen Seiten her zu sausen und zu brausen, und zugleich ließ sich eine so große Schar Vögel vor ihm nieder, daß der Boden ganz schwarz war.

„Was wünscht unser Herr heute?" fragten die Vögel.

„Wenn ich euer Herr bin," sagte der Soldat, „dann möchte ich wohl wissen, ob ihr mir einen guten Rat geben könntet, wie ich wieder auf die Erde hinaufkommen soll."

Nein, das konnte keiner von den Vögeln. „Aber unsere Mutter ist noch nicht da," sagten sie, „wem sie nicht helfen kann, dem ist nicht zu helfen."

Da pfiff der Soldat noch einmal, und nach einer kleinen Weile hörte er etwas in der Ferne mit den Flügeln schlagen; zugleich erhob sich ein so heftiger Wind, daß der Soldat wie ein Strohwisch im Hofe herumgetrieben wurde; und wenn er sich nicht rasch am Zaun festgehalten hätte, wäre er auf Nimmerwiedersehen fortgeblasen worden. Zugleich ließ sich ein über alle Maßen großer Adler vor ihm nieder.

„Du kommst scharf daher," sagte der Soldat.

„Ich komme so, wie du mir pfeifst," sagte der Adler.

Da fragte der Soldat, ob der Adler ihm einen guten Rat geben könnte, wie man aus der Welt, in der sie jetzt seien, herauskommen könne.

„Hier kommt keiner hinaus, der nicht fliegen kann," sagte der Adler. „Aber wenn du zwölf Ochsen für mich schlachten willst, daß ich mich ordentlich satt essen kann, dann will ich probieren, ob ich dir helfen kann. Hast du ein Messer?"

„Nein, aber ich habe ein Schwert."

Nachdem sich der Adler an den zwölf Ochsen gestärkt hatte, befahl er dem Soldaten, noch einen als Mundvorrat zu schlachten. „So oft ich gähne, mußt du mir schnell ein Stück in den Schnabel hineinwerfen," sagte der Adler, „sonst gelange ich nicht mit dir hinauf."

Nun ja, der Soldat tat, wie ihm befohlen war; er hängte dem Adler zwei große Säcke voll Fleisch um den

Hals und sprang selbst zwischen die Federn. Dann breitete der Adler die Flügel aus, und nun ging es schnell wie der Wind davon, daß es nur so sauste. Der Soldat hatte genug zu tun, sich festzuhalten; nur mit Mühe und Not konnte er auch noch dem Adler die Fleischstücke in den Schlund werfen, so oft der den Schnabel aufriß. Schließlich wurde es heller und heller über ihnen, doch da war der Adler am Versagen; er schlug mit den Flügeln, aber rasch ergriff der Soldat die letzte Hinterkeule und warf sie ihm in den Schlund. Da bekam er wieder Kraft und gelangte mit ihm hinauf; und nachdem sich der Adler auf einem großen Tannenwipfel ausgeruht hatte, flog er weiter über Länder und Meere, so rasch wie der Blitz.

Dicht beim Königsschlosse stieg der Soldat ab, und der Adler flog wieder heim; aber vorher sagte er noch, wenn der Soldat irgend einen Wunsch habe, solle er nur die Pfeife ertönen lassen, dann komme er gleich.

Indessen war man im Schlosse mit den Festvorbereitungen fertig geworden, und die Zeit war da, wo der Hauptmann und der Leutnant mit den beiden ältesten Prinzessinnen Hochzeit machen sollten. Aber diese beiden waren nicht froher als die jüngste; es verging kein Tag, an dem sie nicht trauerten und weinten, und je näher der Hochzeitstag heran kam, desto trauriger wurden sie. Schließlich fragte sie der König, was ihnen denn fehle; es kam ihm zu sonderbar vor, daß sie sich jetzt nicht froh und lustig zeigten, jetzt, wo sie doch frei und erlöst waren und so gut verheiratet werden sollten. Ja, etwas mußten sie sagen, und so sagte die älteste, sie könnten nie wieder froh werden, wenn sie nicht so ein Schachspiel bekommen könnten, wie sie eines in dem blauen Berge gehabt hätten.

Der König meinte, er könne es ihnen wohl verschaffen, und so ließ er an die besten und geschicktesten Goldschmiede im Lande den Befehl ergehen, ein solches Schachspiel mit goldenen Figuren für die Prinzessinnen anzufertigen. Aber so viele es auch versuchten, keiner war fähig, ein solches Spiel zu verfertigen. Schließlich waren keine Goldschmiede mehr übrig außer einem, und das war ein alter gichtbrüchiger Mann, der seit vielen Jahren nichts als ein

paar Silberarbeiten zusammengepfuscht hatte, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Zu diesem ging der Soldat und verdingte sich als Lehrling bei ihm, und der Alte war sehr froh, daß er einen Lehrling hatte – denn er hatte seit Jahr und Tag keinen mehr gehabt – er suchte aus seiner Truhe eine Buddel hervor und begann mit dem Soldaten zu trinken. Es dauerte auch nicht lange, da war ihm der Branntwein zu Kopf gestiegen, und als der Soldat das merkte, redete er ihm zu, doch zum König zu gehen und sich zu verpflichten, das Spiel für die Königstöchter herzustellen. Dazu war der Alte auf der Stelle bereit; er sagte, er habe in seinem Leben Sachen gemacht, die mindestens ebenso schön und prächtig gewesen seien.

Als der König hörte, es sei einer draußen, der so ein Schachspiel herstellen könne, kam er rasch heraus.

„Ist es wahr, was meine Leute sagen? Kannst du so ein Spiel anfertigen, wie meine Töchter eins haben wollen?" fragte er.

„Ja, das ist nicht gelogen," antwortete der Goldschmied; und dabei blieb er.

„Gut", sagte der König. „Hier hast du Gold: daraus kannst du das Spiel machen. Aber wenn du es nicht zustande bringst, dann kostet es dich dein Leben, weil du dich selbst angeboten hast. Und in drei Tagen muß es fertig sein."

Am nächsten Morgen, als der Goldschmied seinen Rausch ausgeschlafen hatte, war er nicht mehr so stolz. Er weinte und gebärdete sich wie wild und schalt den Lehrling aus, der ihn so ins Unglück gebracht habe. Es wäre am besten für ihn, wenn er sich auf der Stelle umbrächte, sagte er, denn mit dem Leben käme er keinesfalls davon; wenn nicht einmal die besten und ersten Goldschmiede ein solches Spiel machen könnten, dann sei es ganz gewiß nicht wahrscheinlich, daß er es zustande bringe."

„Jammere nicht darum, sondern gib das Gold her," sagte der Soldat. „Ich werde das Spiel anfertigen. Aber ich will eine Stube, wo ich ganz allein arbeiten kann," sagte er.

Nun, er bekam die Stube und noch schönen Dank oben-

drein. Aber die Zeit verging und verging, nichts tat er, nichts als faulenzen, und der Goldschmied schalt ihn aus, weil der Lehrling seine Arbeit durchaus nicht anfing.

„Mach dir ja keinen Kummer darüber," sagte der Soldat. „Es ist noch lange bis zur festgesetzten Stunde. Wenn du mit dem, was ich versprochen habe, nicht zufrieden bist, kannst du ja das Spiel selbst machen."

So ging es fort, an diesem Tag und am nächsten; und da aus der Stube auch am letzten Tage kein Geräusch von Hämmern oder Feilen herausdrang, war der Goldschmied ganz verzweifelt, denn jetzt sei keine Rede mehr davon, daß er mit dem Leben davon komme, meinte er.

Aber als die Nacht anbrach, machte der Soldat das Fenster auf und ließ seine Pfeife ertönen. Da kam der Adler herbei und fragte, was er wolle.

„Das goldene Schachspiel, das die Königstöchter im blauen Berge gehabt haben," sagte der Soldat. „Aber du möchtest wohl vorher etwas zum Fressen haben. Drüben in der Scheune liegen zwei geschlachtete Ochsen für dich, die darfst du nehmen", sagte er.

Nachdem der Adler die Ochsen sich zu Gemüt geführt hatte, hielt er sich nicht weiter auf: und lange, bevor die Sonne aufging, war er mit dem Spiel wieder da. Der Soldat schob es unter das Bett und legte sich schlafen.

Um acht Uhr am nächsten Morgen kam der Goldschmied und polterte an die Kammertür. „Du bist ein schrecklicher Umtreiber!" sagte der Soldat. „Den ganzen Tag läufst du wie toll umher, jetzt läßt du einem nicht einmal seine Nachtruhe. Da soll einer Lehrling sein!" sagte er. Aber diesmal half weder Bitten noch Betteln. Der Goldschmied sagte, er wolle und müsse durchaus hinein, und schließlich wurde der Riegel geöffnet.

Ei ja, da hatte natürlich aller Jammer ein Ende.

Aber noch froher als der Goldschmied waren die Prinzessinnen, als er mit dem Spiel in das Königsschloß kam, am frohesten vor allen war die jüngste.

„Hast du selbst das Spiel angefertigt?" fragte sie.

„Nein, ich muß gestehen, das habe ich nicht getan," sagte er, „sondern mein Lehrling."

„Diesen Lehrling möchte ich wohl sehen," sagte die Königstochter. Ja, alle drei wollten ihn sehen, und wenn ihm sein Leben lieb sei, solle er gleich kommen.

O, er fürchte sich weder vor Frauenzimmern noch vor den Vornehmen, meinte der Goldschmied. Und wenn es ihnen Spaß mache, sich seine Lumpen zu betrachten, so könnten sie gern ihre Neugierde befriedigen.

Die jüngste Königstochter erkannte ihn sogleich; sie schob die Wache auf die Seite, lief zu ihm hin, reichte ihm die Hand und sagte: „Guten Tag und willkommen! Hier ist der, der uns von den Bergtrollen erlöst hat," sagte sie zu dem König, „den will ich haben." Und dann nahm sie ihm die Mütze ab und zeigte den Umstehenden den Ring, den sie ihm ins Haar geknüpft hatte.

Ja, nun kam es an den Tag, wie der Hauptmann und der Leutnant sich benommen hatten, und nun mußten sie mit dem Leben dafür büßen; das war das Ende vom Liede. Aber der Soldat bekam die goldene Krone und das halbe Königreich und machte Hochzeit mit der jüngsten Königstochter. Und da wurde getrunken und geschmaust, daß es eine Art hatte; denn Feste feiern konnten alle, wenn sie auch die Prinzessinnen nicht hatten erlösen können; und wenn sie noch nicht alles getrunken haben, dann sitzen sie wohl noch beisammen und trinken und schmausen immer noch.

Vom Schmied, den sie nicht in die Hölle hineinließen

In jenen Tagen, wo unser Heiland und St. Peter noch auf der Erde wandelten, kamen sie einmal an eine Schmiede. Der Schmied hatte mit dem Teufel einen Pakt gemacht, daß er ihm nach sieben Jahren angehören sollte; bis zu dieser Zeit aber sollte er der Meister aller Meister in der Schmiedekunst sein, und dieser Pakt war sowohl von dem Meister als auch von dem Teufel unterschrieben

worden. Deshalb hatte der Schmied auch über die Tür seiner Schmiede mit großen Buchstaben geschrieben: „Hier wohnt der Meister aller Meister".

Als nun unser Heiland diese Worte las, ging er in die Schmiede hinein. „Wer bist du?" fragte er den Schmied.

„Lies die Inschrift über der Tür," antwortete der Schmied. „Wenn du aber etwa nicht lesen kannst, dann mußt du warten, bis jemand kommt, der dir dabei helfen kann."

Ehe der Heiland dem Schmied etwas erwidern konnte, kam ein Mann mit einem Pferde daher und bat den Schmied, es zu beschlagen.

„Würdest du nicht erlauben, daß ich es beschlage?" fragte der Heiland.

„Nun, du magst es probieren," antwortete der Schmied, „wenn du es auch noch so verkehrt angreifst, so bin ich immer noch imstande, es wieder gutzumachen."

Der Heiland ging zu dem Pferde hinaus, nahm ihm das eine Bein ab, legte es in die Schmiedeesse und ließ das Hufeisen glühend werden, schärfte es dann, schlug die Nägel ein und setzte dem Pferd das Bein wohlbehalten und unbeschädigt wieder an. Als er mit dem ersten fertig war, nahm er ihm das andere Vorderbein ab und machte es mit diesem ebenso, und nachdem er auch dieses wieder angesetzt hatte, nahm er die Hinterbeine, zuerst das rechte, dann das linke, legte sie in die Esse, ließ die Hufeisen glühend werden, schärfte sie, schlug die Nägel ein und setzte dem Pferde dann die Beine wieder an. Der Schmied aber stand daneben und sah ihm zu.

„Du bist gar kein übler Schmied," sagte er.

„Kommt es dir wirklich so vor?" entgegnete der Heiland.

Kurz nachher kam die Mutter des Schmieds, um diesen zum Mittagessen zu rufen; sie war steinalt, hatte ein runzliges Gesicht und einen sehr gekrümmten Rücken und konnte sich nur noch mit Mühe und Not fortschleppen.

„Gib nun wohl acht, was ich jetzt tue," sagte der Heiland. Er nahm die Frau, legte sie in die Esse und schmiedete eine junge schöne Jungfrau aus ihr.

„Ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe," rief der Meister. „Du bist gar kein so übler Schmied. Dort über meiner Tür steht ‚Hier wohnt der Meister aller Meister', aber trotzdem sage ich gerade heraus: Man lernt in seinem ganzen Leben nicht aus." Mit diesen Worten ging er ins Wohnhaus hinüber und aß zu Mittag.

Als er dann wieder in seiner Schmiede war, kam ein Mann daher geritten, der wollte sein Pferd beschlagen lassen.

„Das soll bald geschehen sein," sagte der Schmied. „Ich habe jetzt gerade eine ganz neue Art, Pferde zu beschlagen, gelernt; die ist sehr günstig, wenn der Tag kurz ist. Darauf begann er, an dem Pferd herumzusäbeln und zu brechen, bis er alle Beine herunter hatte. „Denn ich weiß nicht, warum ich mich mit dem einen nach dem andern plagen soll," sagte er. Er legte die Beine in die Esse, gerade so, wie der Heiland es gemacht hatte, schüttete ordentlich Kohlen auf und ließ den Lehrjungen tüchtig den Blasebalg ziehen; aber dann ging es, wie man es nicht anders erwarten konnte, die Beine verbrannten und der Schmied mußte das Pferd bezahlen. Das gefiel ihm nun freilich ganz und gar nicht, als aber in diesem Augenblick ein altes armes Weib vorüberkam, dachte er: „Gelingt das eine nicht, so gelingt wohl das andere." Er nahm das Weib und legte es in die Esse; und so sehr sie auch weinte und um ihr Leben flehte, es half ihr alles nichts. „Du weißt nicht, was für dich gut ist," sagte er. „Jetzt bist du alt, aber in einem Augenblick sollst du wieder wie ein junges Mädchen sein, und doch werde ich keinen Groschen für das Umschmieden von dir fordern." Doch mit dem unglücklichen alten Weibe ging es nicht besser als mit den Pferdebeinen.

„Das war übel getan," sagte der Heiland.

„O, es werden nicht viele Leute nach ihr fragen," sagte der Schmied. „Aber von dem Teufel ist es schändlich; er hält das, was über meiner Tür steht, recht mäßig."

„Wenn ich dir nun drei Wünsche erfüllen wollte, was würdest du dir dann wünschen?" fragte der Heiland.

„Stell mich auf die Probe," rief der Schmied, „dann wirst du es erfahren!"

Da versprach ihm der Heiland die Erfüllung von drei Wünschen.

„Dann wünsche ich mir vor allem, daß der, den ich auffordere, auf den Birnbaum vor der Schmiede hinaufzuklettern, dann droben bleiben muß, bis ich selbst ihm erlaube, wieder herunterzukommen," sagte der Schmied. „Zum zweiten aber wünsche ich, daß der, den ich auffordere, sich auf den Lehnstuhl in meiner Werkstatt zu setzen, da sitzen bleiben muß, bis ich selbst ihn wieder aufstehen heiße, und schließlich wünsche ich, daß der, dem ich befehle, in meinen Geldbeutel aus stählernen Ringen hineinzuschlüpfen, in dem Beutel drinnen bleiben muß, bis ich ihm selbst wieder herauszukriechen erlaube."

„Du hast wie ein rechter Tor gewünscht," sagte St. Peter. „Zuerst und vor allen Dingen hättest du dir Gottes Gnade und Freundschaft wünschen sollen."

„Ach, so hoch durften sich meine Wünsche nicht versteigen," entgegnete der Schmied. Alsdann sagten der Heiland und St. Peter Lebewohl und wanderten fürbaß.

Die Jahre gingen ihren gewohnten Gang, und als die Zeit um war, kam der Teufel, wie es in dem Pakt stand, und wollte den Schmied holen.

„Bist du nun bereit?" fragte er, als er die Nase durch die Tür der Schmiede hereinsteckte.

„Ach, ich muß ganz notwendig noch einen Kopf an diesen Nagel schlagen," antwortete der Schmied. „Klettre du indessen auf den Birnbaum und pflücke dir eine Birne, du kannst nach dem langen Wege wohl hungrig und durstig sein."

Der Teufel bedankte sich für das freundliche Anerbieten und kletterte auf den Baum hinauf.

„Ja, wenn ich alles recht überlege," sagte der Schmied, „merke ich, daß ich den Kopf an dem Nagel in den nächsten vier Jahren gar nicht fertig kriege, denn das Eisen ist infam hart. Von dem Baum herunter kannst du in dieser Zeit allerdings nicht kommen, aber du kannst dich ja indessen dort oben ausruhen."

Der Teufel bat und flehte wie ein armer Bettler, der Schmied solle ihn doch wieder herunterlassen; aber es half alles nichts. Schließlich mußte der Teufel versprechen, daß er nicht wiederkommen wolle, bis die vier Jahre, von denen der Schmied gesprochen hatte, um seien.

„Nun ja, dann kannst du wieder heruntersteigen," sagte der Schmied.

Als nun diese Zeit vorbei war, kam der Teufel wieder, um den Schmied zu holen. „Nun bist du doch wohl bereit?" fragte er. „Jetzt wird wohl der Kopf an dem Nagel längst fertig sein," sagte er.

„Ja, der Kopf ist allerdings fertig," antwortete der Schmied, „aber du kommst trotzdem noch ein wenig zu früh, denn ich habe die Spitze noch nicht geschärft; so hartes Eisen habe ich noch nie zuvor geschmiedet. Während ich nun die Spitze an dem Nagel zurechtschlage, könntest du dich in meinen Lehnstuhl setzen und dich ausruhen, denn du wirst müde sein."

„Schönen Dank für die Einladung," sagte der Teufel und ließ sich auf dem Lehnstuhl nieder. Aber er hatte sich noch nicht ausgeruht, als der Schmied wieder sagte, wenn er sich alles recht überlege, könne er die Spitze erst in vier Jahren ordentlich scharf machen. Zuerst bat der Teufel recht schön, der Schmied solle ihn doch aufstehen lassen, dann aber wurde er zornig und fing zu drohen an. Aber der Schmied entschuldigte sich nach Kräften und sagte, das Eisen sei daran schuld, das sei so infam hart, und dann tröstete er den Teufel damit, daß er doch so gut in dem Lehnstuhl sitze und nach vier Jahren genau auf die Minute wieder aufstehen dürfe. Da gab es nun keinen anderen Ausweg, der Teufel mußte versprechen, den Schmied nicht zu holen, ehe die vier Jahre um wären, und dann sagte der Schmied: „Ja, nun magst du wieder aufstehen." Darauf zog der Teufel ab, so schnell er nur konnte.

Nach vier Jahren kam der Teufel wieder, um den Schmied zu holen.

„Nun aber bist du fertig, das weiß ich," sagte der Teufel, als er die Nase zur Tür der Schmiede hereinsteckte.

„Fix und fertig!" rief der Schmied. „Jetzt können wir

aufbrechen, sobald du willst. Aber," fuhr er fort, „da ist noch etwas, worüber ich mir schon lange den Kopf zerbrochen habe, und um das ich dich gerne befragen möchte. Ist es wahr, was die Leute von dir behaupten, daß du dich so klein machen kannst, wie du nur willst?"

„Jawohl, es ist wahr," antwortete der Teufel.

„O, dann könntest du mir wohl den Gefallen tun und in diesen stählernen Geldbeutel hineinschlüpfen und nachsehen, ob er unten nicht ein Loch hat," sagte der Schmied. „Ich habe Angst, ich könnte mein Reisegeld verlieren."

„Recht gern," sagte der Teufel. Er machte sich ganz klein und kroch in den Beutel hinein. Aber kaum war der Teufel drinnen, da klappte der Schmied den Beutel wieder zu.

„Ja, er ist überall ganz dicht und fest," rief der Teufel in dem Beutel drinnen.

„Nun, es ist schon gut, daß du es sagst," erwiderte der Schmied. „Aber verwahrt ist besser als beklagt, und der Sicherheit wegen will ich lieber die Stahlringe noch ein wenig zusammenschweißen." Damit legte er den Beutel in die Esse und machte ihn glühend.

„Au au! Bist du verrückt? Weißt du nicht, daß ich in dem Beutel bin?" schrie der Teufel.

„Ich kann dir nicht helfen," erwiderte der Schmied. „Ein altes Sprichwort sagt: Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist." Damit ergriff der Schmied einen großen Hammer, legte den Beutel auf den Ambos und donnerte aus Leibeskräften darauf los.

„Au, au, au!" schrie der Teufel.

„Lieber Freund, laß mich doch wieder heraus, und ich will auch nie wiederkommen!"

„Ja, ich glaube selbst, daß die Stahlringe nun ordentlich zusammengeschweißt sind," sagte der Schmied. „So magst du denn wieder herauskommen." Damit machte er den Beutel auf, und der Teufel jagte davon, daß er sich nicht einmal mehr umzusehen wagte.

Aber nach einiger Zeit fiel es dem Schmied ein, es sei doch wohl verkehrt gewesen, daß er sich den Teufel zum Feind gemacht habe. „Denn wenn ich nicht ins Himmelreich kommen sollte, laufe ich Gefahr, ganz obdachlos zu



werden, da ich mich mit dem, der in der Hölle regiert, entzweit habe." Er meinte deshalb, es wäre am besten, er machte jetzt gleich einen Versuch, entweder in den Himmel oder in die Hölle hineinzukommen, damit er doch wüßte, woran er wäre. Er nahm also seinen Hammer über die Schulter und machte sich auf den Weg.

Nachdem er eine Strecke gegangen war, kam er an einen Kreuzweg, wo sich die Wege teilen, die zum Himmel und zur Hölle führen. Da holte er einen Schneidergesellen ein, der mit dem Bügeleisen in der Hand dahintrippelte.

„Guten Tag," sagte der Schmied. „Wo willst du hin?"

„Ins Himmelreich, wenn ich dort Einlaß bekomme," antwortete der Schneidergeselle. „Und du?"

„Da werden wir nicht lange Reisegefährten sein," sagte der Schmied. „Ich habe die Absicht, zuerst in der Hölle einen Versuch zu machen, denn ich bin mit dem Teufel von früher her etwas bekannt."

So verabschiedeten sie sich wieder voneinander, und jeder zog seine Straße weiter. Der Schmied war ein starker, kräftiger Mann und schritt weit schneller aus als der Schneider; so dauerte es nicht lange, bis er vor der Höllenpforte stand. Er ließ sich von dem Wächter anmelden und sagen, es sei einer draußen, der gerne ein Wort mit dem Teufel sprechen möchte.

„Geh hinaus und frage, wer er ist," sagte der Teufel zu dem Wächter; und der tat es.

„Grüße den Teufel von mir und sage ihm, es sei der Schmied, der den Beutel hätte; er wüßte es schon," antwortete der Schmied. „Und dann bitte ihn recht schön, er möchte mich gleich einlassen, denn erstens habe ich bis heute mittag geschmiedet und zweitens noch einen weiten Weg zurückgelegt."

Als der Teufel diesen Bescheid erhielt, befahl er dem Wächter, alle neun Schlösser an der Höllenpforte zu verschließen. „Und hänge überdies noch ein Vorlegeschloß dran," sagte der Teufel, „denn wenn der hereinkommt, bringt er die ganze Hölle durcheinander."

„Ich sehe schon, hier ist kein Unterkommen für mich," sagte der Schmied, als er hörte, wie man das Tor innen fester verschloß; „so muß ich es also mit dem Himmelreich probieren." Damit drehte er um, kehrte an den Kreuzweg zurück und schlug denselben Weg ein, den der Schneider gegangen war.

Da er sich nun über den weiten Weg ärgerte, den er umsonst hin und zurück gemacht hatte, schritt er aus, was er nur konnte, und erreichte die Pforte des Himmelreichs in dem Augenblick, wo sie St. Peter nur so weit geöffnet hatte, daß der dünne Schneidergeselle gerade hindurchschlüpfen konnte; der Schmied aber war wohl noch sechs bis sieben Schritte von der Pforte entfernt. „Hier tut Eile not!" dachte er. Er nahm seinen Hammer, warf ihn in den Türspalt hinein, gerade als der Schneidergeselle hindurchschlüpfte; wenn aber der Schmied nicht durch die Öffnung hineingekommen ist, dann weiß ich nicht, wo er geblieben ist.

Per Gynt

In alten Zeiten lebte in Quam eine Schütze, der hieß Per Gynt. Er lag beständig droben im Gebirge und schoß dort Bären und Elche, denn damals gab es noch mehr Wälder auf den Bergen, und in ihnen hielten sich derar-

tige Untiere auf. In einem Jahre nun, spät im Herbst, nachdem das Vieh schon längst von den Bergweiden herabgetrieben war, wollte Per Gynt wieder einmal hinauf ins Gebirge. Mit Ausnahme von drei Sennerinnen hatten schon alle Hirtenleute das Gebirge verlassen. Als Per Gynt die Hövringalm erreichte, wo er in einer Sennhütte übernachten wollte, war es schon so dunkel, daß er die Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Da fingen die Hunde plötzlich so fürchterlich zu bellen an, daß es Per Gynt ganz unheimlich zumute wurde. Plötzlich stieß sein Fuß an etwas an, und als er es befühlte, war es kalt und groß und schlüpfrig, da er aber nicht vom Wege abgekommen zu sein glaubte, konnte er sich gar nicht erklären, was das sein könnte; aber es kam ihm garnicht geheuer vor.

„Wer ist denn das?" fragte Per Gynt, denn er fühlte, daß es sich bewegte.

„Ei, ich bin der Böig*), der Krumme," lautete die Antwort.

Damit war aber Per Gynt so klug wie vorher. Er ging nun daran entlang, „denn schließlich muß ich doch daran vorbeikommen," dachte er.

Im Weitergehen stieß er plötzlich wieder an etwas, und als er es anfühlte, war es wieder kalt und groß und schlüpfrig.

„Wer ist das?" fragte Per Gynt.

„Ich bin der Krumme," lautete aufs neue die Antwort.

„Ei, ob du grade oder krumm bist, du sollst mich doch weiterlassen," sagte Per Gynt, denn er merkte, daß er im Kreise herumging und der Krumme sich um die Sennhütte herumgeschlängelt hatte. Bei diesen Worten schob sich der Krumme ein wenig auf die Seite, so daß Per Gynt an die Sennhütte hingelangen konnte. Als er hineinkam, war es da drin nicht heller als draußen; er stolperte und tastete an den Wänden umher, denn er wollte seine Flinte abstellen und seine Jagdtasche ablegen. Aber während er so suchend umhertappte, fühlte er wieder das Kalte, Große und Schlüpfrige.

*) Ein gespenstisches Ungeheuer des Nordens, das sich dem Wanderer als ein unsichtbares, kaltes, schleimiges Etwas um die Füße legt.

„Wer ist denn das nun?" rief Per Gynt.

„Ach, ich bin der große Krumme," lautete die Antwort. Und wohin er auch faßte, und wohin er den Fuß setzte, überall fühlte Per Gynt den Ring, den der Krumme um ihn gezogen hatte.

„Hier ist nicht gut sein," dachte Per Gynt, „weil dieser Krumme ebensogut hier drinnen als draußen ist; aber ich werde diesem Ruhestörer bald ein Ende machen." Er nahm seine Flinte, ging wieder hinaus und tastete an dem Krummen entlang, bis er den Kopf fand.

„Wer bist du denn eigentlich?" fragte er.

„Ach, ich bin der große Krumme von Etnedal," sagte der große Troll. Da machte Per Gynt kurzen Prozeß und schoß ihm drei Kugeln mitten durch den Kopf.

„Schieß noch einmal!" rief der Krumme. Aber Per Gynt wußte es besser, denn wenn er noch einmal geschossen hätte, wäre die Kugel auf ihn selbst zurückgeprallt. Als dies getan war, faßten Per Gynt und die Hunde fest zu und zogen den großen Troll aus der Sennhütte hinaus, damit sie es sich in der Hütte bequem machen könnten. Währenddessen lachte und höhnte es von allen Bergen ringsum.

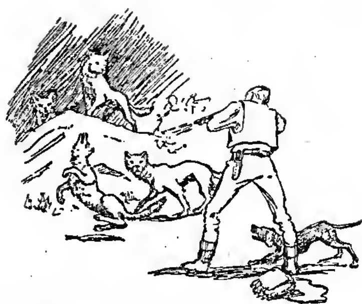
„Per Gynt zog viel, aber die Hunde zogen mehr!" ertönte es.

Am Morgen wollte Per Gynt hinaus auf die Jagd. Als er tief in die Berge hineinkam, sah er ein Mädchen, das Schafe und Ziegen über einen Berggipfel trieb. Als er aber den Gipfel erreicht hatte, war das Mädchen mit seiner Herde verschwunden, und Per Gynt sah nichts als ein großes Rudel Bären.

„Ich habe doch noch nie Bären in Rudeln beisammen gesehen," dachte Per Gynt. Als er aber näher kam, waren bis auf einen einzigen alle verschwunden. Da klang es von einem Berge dicht neben ihm:

„Nimm in acht den Eber dein,
Per Gynt steht draußen
mit dem Stutzen fein!"

„Ach, dann widerfährt Per Gynt ein Unglück, nicht aber meinem Eber, denn er hat sich heute nicht gewaschen,"



klang es aus dem Berge. Schnell wusch sich Per Gynt die Hände mit seinem Wasser und schoß den Bären tot. In den Bergen erhob sich ein schallendes Gelächter.

„Du hättest auf deinen Eber acht geben sollen," rief die eine Stimme.

„Ich habe nicht daran gedacht, daß er die Waschschüssel zwischen den Beinen hat," erwiderte die andere.

Per Gynt zog dem Bären die Haut ab und vergrub den Körper im Geröll; aber den Kopf und das Fell nahm er mit. Auf dem Rückweg traf er mit einem Bergfuchs zusammen.

„Sieh mein Lämmchen, wie fett du bist!" rief es von einem Hügel her. „Seht nur, wie hoch Per Gynt den Stutzen trägt!" tönte es von einem anderen Hügel, als Per Gynt die Flinte zum Schießen an die Wange legte und den Fuchs erschoß. Er zog auch diesem den Balg ab und nahm ihn mit; und als er an der Sennhütte ankam, nagelte er die Köpfe mit aufgesperrten Rachen außen an die Wand. Darauf machte er Feuer und stellte einen Suppentopf darüber; aber es rauchte so fürchterlich, daß Per Gynt kaum die Augen offen halten konnte, und er mußte deshalb eine in der Wand befindliche Luke öffnen. Da kam gleich ein Troll herbei und steckte seine Nase durch die Luke herein, die Nase aber war so lang, daß sie bis an den Schornstein reichte.

„Da kannst du einmal ein ordentliches Riechhorn sehen," sagte er.

„Und du kannst Suppe versuchen," sagte Per Gynt, und goß ihm den ganzen Topf Suppe über die Nase. Der Troll stürzte davon und jammerte laut; aber ringsum von allen Höhen lachte und spottete und ertönte es:

„Suppenrüssel, Suppenrüssel!"

Hierauf war eine Weile alles still; doch dauerte es

nicht lange, da erhob sich draußen wieder Lärm und Getöse. Per Gynt sah hinaus, und da erblickte er einen mit Bären bespannten Wagen; der große Troll wurde aufgeladen, und dann ging es hinauf ins Gebirge mit ihm. Während Per Gynt dem Wagen nachsah, wurde plötzlich ein Eimer Wasser durch den Schornstein herabgegossen; das Feuer erlosch und Per Gynt saß im Dunkeln. Da begann es in allen Ecken zu lachen und zu spotten, und eine Stimme sagte: „Jetzt wird es Per Gynt gerade so gehen, wie den Sennerinnen in der Val-Hütte."

Per Gynt zündete das Feuer wieder an, rief seine Hunde herbei, verschloß die Sennhütte und ging weiter nach Norden bis zu der Val-Hütte, in der die drei Sennerinnen waren. Als er eine Strecke zurückgelegt hatte, sah er ein Feuer lodern, als wenn die ganze Val-Hütte in hellen Flammen stünde, und in demselben Augenblick stieß er auf ein Rudel Wölfe, von denen er die einen niederschoß und die anderen erschlug. Als er die Val-Hütte erreicht hatte, war es da stockfinster und von einer Feuersbrunst keine Spur zu entdecken, aber es waren vier fremde Männer in der Hütte, die die Sennerinnen belästigten; das waren vier Bergtrolle, die hießen Gust i Väre, Tron Valfjeldet, Tjöstöl Aabakken und Rolf Eldförpungen.*) Gust i Väre stand vor der Tür und sollte Wache halten, während die anderen bei den Sennerinnen drin waren und zudringlich werden wollten. Per Gynt schoß auf Gust i Väre, verfehlte ihn aber, und da lief Gust i Väre davon. Als dann Per Gynt in die Stube hineinkam, waren die Sennerinnen in großer Not; zwei von ihnen waren ganz außer sich vor Schrecken und flehten zu Gott um Hilfe und Rettung, die dritte aber, die man die tolle Kari nannte, hatte keine Angst. Sie sagte, sie sollten nur kommen, sie hätte wirklich Lust zu sehen, ob solche Kerle auch Schneid hätten. Als aber die Trolle merkten, daß Per Gynt im Zimmer war, fingen sie zu jammern an und sagten zu Eldförpungen, er solle Feuer anmachen. In demselben Augenblick fielen die Hunde über Tjöstöl Aabakken

*) Die Namen der vier Trolle deuten auf die vier Elemente: Väre — Luft Fjeld — Berg; Aa — Bach, Wasser; Eld — Feuer.

her und warfen ihn kopfüber auf den Herd, daß Asche und Funken umherstoben.

„Hast du meine Schlangen gesehen, Per Gynt?" fragte Tron Valfjeldet, – so nannte er die Wölfe.

„Ja, und nun sollst du denselben Weg gehen, wie deine Wölfe!" rief Per Gynt und erschoß ihn. Dann schlug er Tjöstöl Aabakken mit dem Flintenkolben tot; aber Eldförpungen war durch den Schornstein entflohen. Nachdem Per Gynt dieses getan hatte, begleitete er die Sennerinnen nach ihrem Dorfe, denn sie wagten nun nicht länger, in der Hütte zu bleiben.

Als nun die Weihnachtszeit herankam, war Per Gynt wieder unterwegs. Er hatte von einem Hof auf Dovre gehört, wo sich am Christabend so viele Trolle einfinden sollten, daß die Bewohner flüchten und auf anderen Höfen Unterkunft suchen müßten; dieses Gehöft wollte Per Gynt aufsuchen, denn es gelüstete ihn, diese Trolle zu sehen. Er zog zerrissene Kleider an, nahm einen zahmen weißen Bären, der ihm zu eigen gehörte, sowie einen Pfriemen, etwas Pech und Draht mit. Als er den Hof erreicht hatte, ging er ins Haus hinein und bat um Obdach.

„Gott steh uns bei!" sagte der Mann. „Wir können dir kein Obdach geben, wir müssen selbst den Hof verlassen, denn an jedem heiligen Abend wimmelt es hier von Trollen."

Aber Per Gynt meinte, er würde das Haus schon von den Trollen säubern. So wurde ihm erlaubt dazubleiben, und er bekam eine Schweinehaut noch obendrein. Darauf legte sich der Bär hinter den Schornstein, Per holte Pech, Pfriemen und Draht hervor und machte sich daran, aus der ganzen Schweinehaut einen einzigen großen Schuh zu machen. Als Schnürband zog er einen dicken Strick hindurch, sodaß er den Schuh rundherum zuschnüren konnte, und überdies hatte er noch zwei Stöcke bereit. Kaum war er fertig, da kamen die Trolle auch schon mit Fiedeln und Spielleuten dahergezogen, und die einen tanzten, die andern aßen von dem Weihnachtsessen, das auf dem Tische stand, einige brieten Speck, andere brieten Frösche und Kröten und ähnliches ekelhaftes Zeug, – dieses Weih-

nachtsessen hatten sie selbst mitgebracht. Inzwischen bemerkten einige den von Per Gynt verfertigten Schuh. Da er für einen großen Fuß bestimmt zu sein schien, wollten die Trolle ihn anprobieren, und als jeder von ihnen einen Fuß hineingestellt hatte, zog Per Gynt den Schuh zu, zwängte einen Stock hinein und schnürte ihn so stark zu, daß alle miteinander in dem Schuh festsaßen. Aber jetzt streckte der Bär die Nase vor und schnupperte nach dem Braten hin.

„Möchtest du Kuchen haben, mein weißes Kätzchen?" sagte einer der Trolle und warf dem Bären einen noch brennend heißen gebratenen Frosch in den Rachen.

„Kratze und schlage, Meister Petz!" rief Per Gynt. Da wurde der Bär so zornig, daß er auf die Trolle losfuhr und nach allen Seiten Hiebe austeilte und sie kratzte. Und Per Gynt schlug mit dem andern Stock in den Haufen hinein, wie wenn er allen den Schädel einschlagen wollte. Da mußten die Trolle die Flucht ergreifen; Per Gynt aber blieb da und schmauste die ganze Weihnachtszeit über von dem Weihnachtsessen, und nun hörte man viele Jahre lang nichts mehr von den Trollen. Der Hofbauer aber hatte eine weiße Stute; da gab ihm Per den Rat, von dieser Stute Füllen aufzuziehen, diese dann in den Bergen herumstreifen und sich da vermehren zu lassen.

Nach vielen Jahren war die Weihnachtszeit einmal wieder vor der Tür. Der Hofbauer war im Walde und fällte Holz zum Feste. Da kam ein Troll herbei und rief ihm zu: „Hast du deine große weiße Katze noch?"

„Ja, sie liegt daheim hinter dem Ofen," sagte der Mann, „und sie hat sieben Junge bekommen, die noch viel größer und besser sind als sie selbst."

„Dann kommen wir nie wieder zu dir!" rief der Troll.

Die heimliche Kirche

Der Schulmeister von Etnedal war in den Bergen zum Fischen. Er las sehr gerne, und deshalb hatte er immer das eine oder andere Buch bei sich, mit dem, er sich hinlegte, und las an Feiertagen oder wenn das Wetter ihn zwang, sich im Fischerhäuschen aufzuhalten. An einem Sonntagmorgen, als er so lag und las, meinte er, Kirchenglocken zu hören; manchmal war der Ton schwach, als ob es ganz von ferne käme, aber manchmal war es laut, als ob der Wind den Klang hertrüge. Er hörte lange zu und wunderte sich; er wollte seinen Sinnen nicht trauen – denn er wußte, die Glocken der Pfarrkirche konnte man unmöglich so weit in die Berge hinein hören – aber auf einmal klang es ganz deutlich an sein Ohr. Da legte er sein Buch weg, stand auf und ging hinaus. Die Sonne schien, und das Wetter war schön, und ein Trupp Kirchgänger nach dem andern kam vorbei mit Gesangbüchern und im sonntäglichen Staat. Ein Stück weiter im Wald, wo er nie etwas anderes als Bäume und Sträucher gesehen hatte, stand eine alte Holzkirche. Nach einer Weile kam der Priester vorbei, und er war so alt und hinfällig, daß seine Frau und Tochter ihn führten. Als sie da vorbeikamen, wo der Schulmeister stand, machten sie halt und luden ihn ein, mit in die Kirche zu kommen und die Messe zu hören. Der Schulmeister überlegte ein wenig, aber da er sich dachte, es könnte doch ergötzlich sein zu hören, wie diese Leute Gottesdienst hielten, sagte er, er wolle mitgehen, wenn er keinen Schaden davon hätte. Nein, Schaden solle er nicht davon haben, eher Segen, sagten sie. In der Kirche ging es still und ordentlich zu, es waren keine Hunde und schreiende Kinder da, die den Gottesdienst störten, und der Gesang war schön, aber die Worte konnte er nicht verstehen. Als man den Priester auf die Kanzel geführt hatte, hielt er eine (in den Ohren des Schulmeisters) recht schöne und erbauliche Predigt, aber sie hatte, so kam es ihm vor, einen ganz eigenartigen Gedankengang, dem er nicht immer folgen konnte. Auch das Vaterunser klang nicht ganz richtig. Und

das „Erlöse uns von dem Übel“ hörte er überhaupt nicht. Auch der Name Jesus wurde nicht genannt, und am Schlusse gab es auch keinen Segen.

Als die Messe vorbei war, wurde der Schulmeister in den Pfarrhof eingeladen. Er gab dieselbe Antwort wie zuvor, er wolle gerne mitgehen, wenn er keinen Schaden davon hätte. Und sie sagten wie zuvor, es werde sein Schade nicht sein, eher sein Vorteil. Da ging er mit in das Pfarrhaus, und es war ein gerade so hübsches und stattliches Pfarrhaus wie die meisten in der Gegend. Es war ein Garten dabei mit Blumen und Apfelbäumen und darum ein nettes Gitterwerk. Sie luden ihn zum Mittagessen ein, und es war gut gekocht und sorgfältig angerichtet. Er sagte wie zuvor, er wolle die Einladung gern annehmen, wenn er keinen Schaden davon hätte, und bekam dieselbe Antwort. Da aß er mit und sagte später, er hätte keinen Unterschied gemerkt zwischen diesem Essen und dem christlichen Essen, das er bekommen hatte, als er ein paarmal beim Priester im Kirchdorf eingeladen war. Als er Kaffee getrunken hatte, nahm ihn die Frau und die Tochter beiseite in eine Kammer, und die Frau klagte, der Vater würde so alt und hinfällig und könne es nicht lang mehr machen. Dann kam sie darauf zu sprechen, daß der Schulmeister ein so rüstiger und tüchtiger Mann sei, und schließlich sagten sie und die Tochter, sie wollten ihn als Priester haben, ob er nicht bei ihnen bleiben und des Vaters Nachfolger werden wolle. Der Schulmeister wandte ein, daß er ja kein Studierter sei. Aber sie meinten, er sei gelehrter, als es bei ihnen nötig sei; denn bei ihnen brauche man sich auf keine Bischofsvisitationen und kein Propstgericht gefaßt machen, von derlei Sachen wüßten sie nichts. Als der Schulmeister das hörte, sagte er, selbst wenn er auch im Besitz der nötigen Gelehrsamkeit wäre, so zweifle er doch noch, ob er auch die Gaben hätte, und das sei doch eine äußerst wichtige Sache für ihn und sie, da dürfe man sich nicht übereilen; und er bat sich ein Jahr Bedenkzeit aus. Wie er das gesagt hatte, stand er an einer Pfütze im Wald und sah weder Pfarrhaus noch Kirche, und nun meinte er, die Geschichte sei aus. Aber übers Jahr, als gerade die Bedenk-

zeit abgelaufen war, zimmerte er an einem Haus, denn in den Schulferien trieb er entweder den Fischfang oder das Bauen. Wie er nun gerade mit der Axt rittlings auf der einen Wand saß, sah er die Pfarrerstochter, die er in den Bergen gesehen hatte, gerade auf sich zukommen. Sie fragte ihn, ob er sich die Sache überlegt habe. „Ja," sagte er, „ich habe mir's überlegt, aber ich kann nicht; denn ich kann es vor Gott und meinem Gewissen nicht verantworten." In demselben Augenblick war die unterirdische Pfarrerstochter wieder verschwunden, aber gleich darauf hackte er sich mit der Axt ins Knie, so daß er ein Krüppel blieb sein Leben lang.

Zuerst geboren, zuerst vermählt

Es war einmal ein König, der hatte nur einen Sohn von drei Jahren und mußte in den Krieg ziehen gegen einen anderen König. Als seine Schiffe dann nach einem glücklichen Sieg nach Hause fuhren, brach ein heftiger Sturm aus und fast wäre die ganze Flotte gesunken. Aber der König gelobte, er wolle der Meerfrau das erste männliche Wesen opfern, das ihm entgegentreten werde, wenn er an Land käme und in seine Hauptstadt einzöge. Da kam die ganze Flotte ohne Schaden zum Hafen. Aber der fünfjährige Prinz, der zwei Jahre lang seinen Vater nicht gesehen hatte und sich über den Kanonendonner freute, als die Schiffe einliefen, schlich heimlich von seinen Begleitern davon und lief zum Landungssteg; und als der König an Land kam, war er der erste, der sich vor Freude weinend in seine Arme warf. Der König erschrak, als er an die Meerfrau dachte; aber er meinte, der Prinz sei ja nur ein Kind, und auf jeden Fall könne man den opfern, der zunächst nach dem Prinzen auf ihn zutrat. Aber von dieser Zeit an wollte niemandem mehr eine Seefahrt glücken, und die Leute murrten, weil der König der Meerfrau sein Wort

nicht gehalten hatte. Aber der König und die Königin ließen den Prinzen nur unter großer Bedeckung ins Freie, und niemals durfte er ein Schiff betreten, so gern er auch gewollt hätte. Nach etlichen Jahren aber vergaßen sie so allmählich die Meerfrau, und als der Prinz zehn Jahre alt war, bekam die Königin noch einen Prinzen. Bald darauf ging der älteste Prinz mit seinem Erzieher und noch einigen Herren spazieren. Als sie ans Ende des königlichen Gartens am Meeresstrand kamen – es war ein besonders klarer Sommertag – da hüllte sie plötzlich eine dichte Wolke ein, die eben so plötzlich wieder verschwand. Aber der Prinz war nicht mehr da und kam nicht wieder, zur großen Betrübnis des Königs, der Königin und des ganzen Landes. Inzwischen wuchs der jüngere Prinz auf, der jetzt der einzige Erbe des Reiches und der Krone war. Und als er sechzehn Jahre alt war, fing man an, an eine Gemahlin für ihn zu denken. Denn der alte König und die Königin wollten es noch erleben, daß er sich mit der Tochter eines mächtigen verbündeten Königs vermählte. In dieser Absicht wurden Briefe geschrieben und Gesandtschaften geschickt nach den verschiedensten Ländern.

Während diese Verhandlungen hin und her gingen, hörte man, daß es am Meeresstrand umgehe, und mehrere Leute hatten schreien gehört, und manche waren krank geworden, als sie abends spät an den Strand gingen. Schließlich wagte sich niemand mehr nach elf Uhr abends in diese Gegend, denn da rief es vom Meere her: „Zuerst geboren, zuerst vermählt!“ Und wenn sich wirklich jemand näher wagte, so war er in Lebensgefahr. Diese Beschwerden kamen am Ende auch vor den König; der rief seinen Rat zusammen, und man beschloß, eine kluge Frau zu fragen, die schon viel und verwickelte Sachen vorausgesagt hatte, die alle genau nach ihren Worten eingetroffen waren. – Als die Frau vor dem König stand, sagte sie, das sei der ins Meer geholte Prinz, der so rufe, und man müsse ihm auch eine Gemahlin suchen, jung, schön und aus den vornehmsten Familien des Landes, und sie dürfte nicht unter fünfzehn und nicht über siebzehn Jahre alt sein. Das schien eine schwere Aufgabe, denn niemand wollte seine Tochter

einem Meerkönig zur Frau geben. Aber als das Rufen und die Unruhe gar kein Ende nehmen wollte, sagte die Frau, man sollte zuerst ein kleines Haus am Meer bauen, vielleicht werde die Unruhe dann aufhören. Jedenfalls, versicherte sie, solange man baue, werde sich kein Spuk bemerklich machen. Darum sollten nur vier Leute beschäftigt werden und zuerst den Platz zurichten, dann die steinernen Grundmauern erbauen und dann das Häuschen, das nur aus zwei schönen und freundlichen Zimmern bestehen sollte, das eine hinter dem anderen, und einem netten Hausflur. Alles wurde sehr sorgfältig hergestellt, und der königliche Baumeister mußte die Aufsicht über den Bau führen, daß alles aufs beste gemacht wurde. Solange man baute, hörte niemand etwas Unheimliches, und alle Leute konnten ruhig am Strand des Meeres gehen. Darum eilte man sich nicht sehr mit der Arbeit, aber die vier Arbeiter durften keinen Tag wegbleiben, denn sonst gab es wieder Unruhe am Strand, und man hörte wieder rufen: „Zuerst geboren, zuerst vermählt!" Als schließlich das Häuschen gebaut war, kamen die besten Tischler und richteten es ein, dann die Maler und andere Handwerker, und schließlich wurde es möbliert, denn wenn an einem Tag die Arbeit ruhte, so hörte man in der Nacht darauf wieder das Rufen. Die Einrichtung mußte so prächtig als möglich sein, und in der guten Stube sollte ein großer Spiegel hängen, und zwar nach der Angabe der klugen Frau so, daß man vom Bett in der Schlafkammer aus, selbst wenn man das Gesicht zur Wand kehrte, sehen konnte, wer aus dem Flur in die gute Stube trat, denn die Tür zwischen beiden Zimmern sollte immer offen stehen.

Als das alles ausgeführt und das Häuschen mit königlicher Pracht eingerichtet war, fing es am Strande wieder zu rufen an: „Zuerst geboren, zuerst vermählt!" Und da mußte man sich doch, wenn auch ungern, entschließen, dem Rat der klugen Frau zu folgen, und aus den vornehmsten Familien des Landes drei von den schönsten Mädchen zwischen fünfzehn und siebzehn Jahren aussuchen. Diese solle man dann ins Schloß führen, sagte die Frau, und behandeln wie Damen von königlichem Rang, und eine nach der

anderen sollte man in das Häuschen am Strand schicken, denn wenn eine von ihnen dem Meerprinzen gefiele, so würde die Unruhe ganz gewiß aufhören. Inzwischen wurden die Verhandlungen wegen der Vermählung des jüngeren Prinzen fortgesetzt, und man erwartete die Braut bald. Da wählte man auch die Mädchen für den Meerfürsten aus. Diese drei und ihre Eltern waren ganz trostlos über ihr Schicksal; auch, daß sie wie Prinzessinnen gehalten werden sollten, konnte sie nicht trösten; aber wenn sie sich nicht fügten, so hätte es ihnen und dem ganzen Land Unglück gebracht. Diejenige von ihnen, die zuerst in dem Meerschloß schlafen sollte, war die älteste, und als sie zu der klugen Frau kam, um sich Rat zu holen, sagte diese, sie solle sich in das schöne Bett legen, aber mit dem Gesicht nach der Wand und sich auf keinen Fall umdrehen und neugierig zusehen, was vor sich ginge. Sie dürfe nur sehen, was sie mit dem Gesicht gegen die Wand in dem Spiegel in der guten Stube erblicken könnte. Um zehn Uhr abends wurde die königliche Meerbraut mit großem Prunk in das Häuschen geführt.

Die Verwandten und der Hofstaat nahmen mit vielen Tränen Abschied, und vor elf Uhr gingen sie und schlossen die Haustür von außen zu und nahmen den Schlüssel mit ins Schloß. Die kluge Frau war auch dabei und tröstete die Leute und versicherte, wenn das Fräulein nur nicht spräche und sich nicht umdrehte, so werde sie am Morgen frisch und gesund wieder herauskommen. Das arme Mädchen betete und weinte, bis sie schläfrig wurde, aber gegen zwölf Uhr ging plötzlich die Flurtür auf und dann die Tür zur guten Stube. Sie erschrak und war voller Angst, als sie, mit dem Gesicht gegen die Wand gerichtet, in dem großen Spiegel sah, wie ein großer schöngewachsener Jüngling eintrat, aus dessen Kleidern das Wasser zu Boden rann. Er schüttelte sich, als ob er friere, und sagte huhu. Dann ging er an ein Fenster und legte einen sehr großen schönen Apfel hin und hing eine Flasche an den Fenstergriff; nun trat er zu dem Bett und beugte sich über sie, betrachtete die Schlafende, ging einige Male hin und her, schüttelte das Wasser ab und sagte huhu. Dann ging

er wieder zum Bett, kleidete sich eilig aus und legte sich und schlief ein. Das arme Mädchen hatte nicht geschlafen, sondern nur die Augen geschlossen, als der Prinz sich über sie beugte. Nun war sie froh, als sie merkte, daß er fest schlief, und vergaß die Warnung der klugen Frau, sich ja nicht umzudrehen. Die Neugier packte sie, und sie wollte sehen, ob das ein wirklicher Mensch wäre. Leise drehte sie sich um, um ihn nicht aufzuwecken, aber gerade, als sie sich ganz sachte aufsetzte, um ihren Nachbarn zu betrachten, packte er rasch ihre rechte Hand, hieb sie ab und warf sie unters Bett. Dann legte er sich gleich wieder und schlief ein. Aber sobald es Tag wurde, stand er auf, zog sich an, ohne einen Blick nach dem Bett zu werfen, nahm dann die Flasche und den Apfel vom Fenster, ging eiligst hinaus und verschloß die Tür hinter sich. Man kann sich denken, was das arme Mädchen unterdessen zu leiden hatte, und als morgens die Freunde und Verwandten kamen, um sie zu holen, fanden sie sie weinend und ihrer Hand beraubt. Sie wurde ins Schloß geführt und die kluge Frau geholt. Man machte ihr die größten Vorwürfe, aber sie sagte, wenn das Fräulein sich nicht umgedreht, sondern ihre Neugier besiegt hätte, so hätte sie ihre Hand nicht verloren. Man sollte sie halten wie eine wirkliche Prinzessin, aber in die Nähe des Häuschens dürfe sie bei Lebensgefahr nicht mehr kommen. – Die beiden anderen Mädchen waren durch dieses Unglück noch viel mutloser geworden und hielten sich für dem Tod verfallen, obgleich die kluge Frau sie nach Kräften tröstete. Die zweite versprach ihr hoch und teuer, sich gewiß nicht umzudrehen, aber es ging ihr doch wie der ersten. Um zwölf Uhr kam der Prinz triefend herein, schüttelte sich, daß das Wasser umherspritzte, sagte huhu, ging ans Fenster und legte den schönen Apfel hin, hängte seine Flasche auf, trat ins Schlafzimmer und beugte sich über das Bett, ging ein paarmal hin und her, schüttelte das Wasser ab, sagte huhu, kleidete sich eilig aus und schlief sogleich ein. Da gewann ihre Neugier die Oberhand, und als sie ihn eine Weile fest schlafen hörte, wandte sie sich ganz vorsichtig und leise um, um ihn zu betrachten. Aber da packte er ihre rechte Hand, hieb sie ab und warf sie unters Bett, und darauf legte er

sich wieder nieder und schlief weiter. Beim Morgengrauen stand er auf, zog sich an, ohne einen Blick nach dem Bett zu werfen, nahm den Apfel und die Flasche, ging hinaus und verschloß die Tür hinter sich. Als morgens die Freunde und Verwandten kamen, um das Mädchen zu holen, fanden sie sie weinend und ohne ihre rechte Hand. Sie wurde ins Schloß geholt und war ebenso wenig willkommen wie die erste, und die Frau versicherte immer wieder, das Fräulein habe sich umgewendet, obgleich sie vorher durchaus nichts davon hätte wissen wollen.

Dann mußte die jüngste, schönste und lieblichste der drei Fräulein sich unter der Trauer des ganzen Hofes in das Meerschloß begeben. Die kluge Frau begleitete sie und beschwor sie, sich ja nicht umzudrehn, ein anderes Mittel gegen den Spuk gebe es nicht.

Das Mädchen versprach alles und sagte, sie wolle zu Gott um Hilfe beten, wenn sie von Neugier geplagt würde. Es ging nun wie die ersten Male: der Prinz kam Schlag zwölf herein, triefend naß, sagte huhu! schüttelte sich, legte den Apfel ans Fenster und hängte die Flasche auf, ging in die Schlafkammer, beugte sich über das Bett, ging ein paarmal hin und her, sagte huhu, kleidete sich aus und schlief gleich ein. Das arme Mädchen war halbtot vor Angst und Schrecken, betete und kämpfte gegen ihre Neugier, schließlich schlief sie ein und erwachte erst, als der Prinz aufstand und sich ankleidete. Darauf trat er an das Bett, beugte sich eine Minute darüber, ging darauf hinaus, wandte sich unter der Tür um und nahm die Flasche und den Apfel mit und schloß dann die Tür hinter sich. Morgens kam der ganze Hof, die Eltern des Mädchens und die kluge Frau und wollten sie holen. Da ging sie ihnen vor Freude weinend entgegen und wurde im Triumpf und mit unbeschreiblicher Freude ins Schloß geleitet. Da umarmte sie der König und die Königin, und man hielt sie ebenso hoch wie die Prinzessin, die in diesen Tagen ankommen und mit dem Thronerben vermählt werden sollte. Nun mußte das Fräulein jede Nacht in dem kleinen Häuschen am Meer schlafen, und jeden Abend kam der Prinz mit dem Apfel und der Flasche herein und ging jeden

Morgen im Tagesgrauen wieder fort. Aber es schien, als ob er sie jeden Abend und jeden Morgen länger betrachte, aber sie, immer stumm, angstvoll und nach der Wand gekehrt, wagte ihn nicht weiter anzusehen, als was ihr der Spiegel bei seinem Kommen und Gehen zeigen wollte.

Die beiden anderen Fräulein aber, die ihre Hände verloren hatten und nun auch nicht mehr im Schloß wohnten, waren neidisch auf die Ehre, die man der jüngsten erwies, und drohten, sie wollten sie ermorden lassen, wenn sie ihnen nicht ihre Hände wieder schaffe. Das Mädchen ging weinend zu der klugen Frau; diese sagte, wenn der Prinz sich wie gewöhnlich niedergelegt habe, so solle sie – immer das Gesicht nach der Wand gerichtet – sagen:

„Die beiden Fräulein wolln mich erschlagen,
oder ihre Hände wieder haben!"

Aber weiter dürfe sie keine Auskunft geben und kein einziges Wort sagen. Mit klopfendem Herzen wartete das arme Mädchen, bis der Prinz kam, und als er sich länger als gewöhnlich über das Bett gebeugt, geseufzt und sich eilig ausgekleidet und niedergelegt hatte, sagte das Fräulein mit Zittern und Beben:

„Die beiden Fräulein wolln mich erschlagen,
oder ihre Hände wieder haben!"

Gleich gab der Prinz Antwort: „Nimm die Hände, sie liegen unter dem Bett – und die Flasche, die am Fenster hängt, gieße aus der Flasche auf die Arme und Hände, setze sie zusammen, reibe sie ein und verbinde sie, und nach drei Tagen kannst du den Verband wegnehmen, dann sind die Hände heil." Das Fräulein blieb still und schlief ein. Am Morgen stand der Prinz wie gewöhnlich auf, trat mehrmals an das Bett und betrachtete sie vom Fußende aus; aber sie wagte nicht aufzusehen, sondern machte die Augen zu. Er seufzte, nahm seinen Apfel, ließ aber die Flasche zurück und ging. Als das Fräulein aufgestanden war, tat sie, was er gesagt hatte, und nach drei Tagen nahm sie den Verband ab, und da waren die Hände der Mädchen heil und ganz.

Nun kam die fremde Prinzessin an, und die Hochzeit sollte so bald als möglich gefeiert werden. Sie wurde

auch nicht köstlicher ausgerüstet als die Braut des Meerprinzen, und beide wurden vom König und vom Hof ganz gleich geehrt; darum ärgerten sich die beiden anderen Mädchen wieder und drohten, die Jüngste ermorden zu lassen, wenn sie nicht von dem Apfel versuchen dürften, den der Prinz immer mitbrachte. Da holte sich das Fräulein wieder bei der klugen Frau Rat, weil sie zu ihr Vertrauen hatte. Und als der Prinz sich diesen Abend niedergelegt hatte, sagte sie:

„Die beiden Fräulein wolln mich erschlagen,
oder von deinem Apfel haben!"

Da sagte der Prinz: „Nimm den Apfel, der am Fenster liegt, und wenn du hinausgehst, so leg ihn auf die Erde und geh ihm nach, wohin er rollt. Und wenn er haltmacht, so pflücke soviel Äpfel als du willst und geh auf dem gleichen Weg wieder zurück." Das Mädchen blieb stumm und sie schliefen. Am nächsten Morgen konnte sich der Prinz schwerer als je zum Fortgehen entschließen. Er schien aufgeregt und unruhig, seufzte viel, ging mehrmals um das Bett herum, beugte sich über das Mädchen, ging ins Wohnzimmer hinaus und kehrte wieder um und betrachtete sie noch einmal. Schließlich, als die Sonne aufging, eilte er hinaus und schloß die Tür hinter sich. Als das Mädchen aufstand, mußte sie weinen, denn auch sie fing an, den Prinzen zu lieben; dann nahm sie den Apfel, und als sie draußen war, legte sie ihn auf die Erde, und er rollte und rollte, und sie ging hinterdrein, weit, weit, bis in eine Gegend, die ihr fremd war. Da kam sie an eine hohe Gartenmauer, über die Bäume mit den schönsten Früchten hingen. Schließlich kam sie an ein großes, mit Gold und prachtvollen Verzierungen geschmücktes Portal, und das öffnete sich von selbst, als der Apfel hinrollte. Und der Apfel rollte hinein, und das Fräulein ging hinter ihm drein in den Garten, der der schönste war, den sie je gesehen hatte. Der Apfel rollte zu einem niedrigen Baum mit den größten, prächtigsten Äpfeln, und da machte er halt. Das Fräulein pflückte davon ihre seidene Schürze voll und wandte sich dann um, um zu sehen, woher sie gekommen war, und wo ihr das Portal für den Rückweg



offenstehen mußte. Der Garten war aber so schön, daß sie gerne länger darin sich ergangen hätte, und ohne an die Worte des Prinzen zu denken, stieß sie den Apfel an, der wieder zu rollen anfing. Plötzlich schlug die Tür mit großem Krachen zu. Da erschrak das Fräulein sehr, dachte an das Verbot, und es reute sie, aber hinaus konnte sie nun nicht und mußte dem Apfel weiter folgen. Der rollte weit in dem prachtvollen Garten umher und machte dann an einer kleinen Feuerstelle halt; darauf standen zwei Kessel voll Wasser, der eine groß, der andere klein. Unter dem großen Kessel war ein mächtiges Feuer, aber unter dem kleinen nur ein ganz schwaches. Als nun der Apfel dort haltmachte, wußte das Fräulein nicht, was sie tun sollte. Nur kam ihr der Gedanke, das Feuer unter dem großen Kessel auseinander zu kratzen und unter den kleinen zu schieben. Der kleine begann dann auch zu kochen und der

große kam allmählich zur Ruhe. Stehen bleiben konnte sie aber nicht da. - Und da sie schon einmal das Gebot übertreten hatte, so erwartete sie nichts anderes als den Tod, der ihr auch ganz gleichgültig war, weil sie doch keine Hoffnung mehr hatte, den Prinzen zu bekommen. Darum stieß sie den Apfel wieder an, und der rollte auf eine Wiese mitten im Garten, da lagen zwei kleine Kinder und schliefen in der grellsten Sonne. Dem Fräulein taten die armen Kinder leid, und sie nahm ihre Schürze und legte sie zum Schutz gegen die Sonne über sie und nahm nur so viel Äpfel mit, als sie in ihr Körbchen tun konnte. Aber auch hier konnte sie ja nicht stehen bleiben, stieß deshalb den Apfel wieder an, und der rollte weiter, und ehe das Fräulein sich's versah, war sie am Meeresstrand. Da lag unter einem schattigen Baum der Prinz und schlief an der Seite der Meerfrau, die aber war groß und schön. Beide sprangen auf, als das Mädchen herzutrat, und der Prinz schaute sie mit seinen blitzenden Augen besorgt und zärtlich an. Dann sprang er ins Meer, und der weiße Schaum schlug über ihm zusammen. Aber die Meerfrau blieb ergrimmt stehen, griff nach dem Mädchen. Das glaubte sein letztes Stündlein gekommen und sank ihr zu Füßen und bat um einen gnädigen Tod. Die Meerfrau betrachtete sie, fragte sie, wer ihr erlaubt habe, weiter als bis zu dem Apfelbaum zu gehen. Das Mädchen bekannte seinen Ungehorsam und daß es nicht aus böser Absicht geschehen sei, und da sagte die Meerfrau, sie wolle sehen, wie sie sich verhalten habe, und sie danach bestrafen. Darauf gab die Meerfrau dem Apfel einen Stoß, und der rollte wieder durch die gleiche Pforte zu dem Apfelbaum. Die Meerfrau betrachtete den Baum, und da er unversehrt war, stieß sie den Apfel wieder an, und der rollte zu der kleinen Feuerstelle. Als die Meerfrau den kleinen Kessel strudelnd kochend, den großen aber nahezu abgestanden fand, wurde sie furchtbar zornig, packte das Mädchen grimmig am Arm und fragte hochaufgerichtet: „Was hast du dich hier unterstanden! Wie hast du das Feuer unter meinem Kessel wegnehmen und unter den deinigen legen können?" Das Mädchen wußte nicht, was sie Böses getan hatte und sagte, sie sei sich nichts

bewußt. Da sagte die Meerfrau: „Der große Kessel bedeutet die Liebe zwischen dem Prinzen und mir, der kleine die Liebe zwischen dem Prinzen und dir. Nun hast du das Feuer unter meinem Kessel weggenommen und unter deinen gelegt, und der Prinz liebt dich jetzt auf das Heftigste; aber mich liebt er fast gar nicht mehr; sie!" schrie sie zornig, „nun kocht mein Kessel gar nicht mehr und deiner kocht auf allen Seiten über. Aber ich will sehen, was du mir sonst noch Arges getan hast und dich danach strafen." Darauf stieß die Meerfrau den Apfel wieder an, und der rollte zu den schlafenden Kindern, die mit der Schürze zugedeckt waren. Da sagte die Meerfrau: „Das hast du getan." „Ja," sagte das Mädchen weinend, „ich habe es bestimmt nicht bös gemeint. Ich habe die Schürze über die Kleinen gebreitet, damit die Sonne nicht so auf sie herunterbrennen sollte, und habe bei ihnen die Äpfel zurückgelassen, die ich nicht in meinem Körbchen unterbringen konnte." Die Meerfrau sagte: „Das und deine Wahrhaftigkeit rettet dich. Ich sehe, daß du ein gutes Herz hast. Diese Kinder gehören mir und dem Prinzen, aber da er dich jetzt mehr liebt als mich, so trete ich ihn dir ab. Geh nun ins Schloß hinauf und richte aus, was ich dir gesagt habe, und daß deine Hochzeit mit meinem Prinzen zugleich mit der Hochzeit des jüngeren Bruders gefeiert werden soll. Auch sollen alle deine Juwelen und Schmucksachen und das Brautkleid und der Brautstuhl so fein, wie es die andere Prinzessin hat. Von dem Augenblick an, wo der Priester den Segen über dich und den Prinzen spricht, habe ich keine Macht mehr über ihn. Aber da ich dafür gesorgt habe, daß er alle Eigenschaften hat, die einen Regenten zieren, so fordere ich, daß er als der Älteste seines Vaters Reich erbt. Der jüngere Prinz kann dann über das Reich herrschen, das ihm seine Gemahlin zubringt. Das alles mußt du sagen, und nur unter dieser Bedingung lasse ich den Prinzen von mir. Wenn du dann im Brautstaat bist, so komm, ohne daß es jemand weiß, hierher zu mir, damit ich sehe, wie sie meine Nachfolgerin geschmückt haben. Hier hast du den Apfel, der dir den Weg zeigen wird, ohne daß jemand merkt, wohin du gehst." Damit nahm die Meerfrau Abschied und gab

dem Apfel einen Stoß; der rollte aus dem Garten hinaus und zum Schlosse, wo das Fräulein in Furcht und Freude über ihr Glück dem König berichtete, was die Meerfrau gesagt und für den Prinzen gefordert hatte. Der König versprach das alles gerne, und es wurden rasch große Vorbereitungen für die beiden Hochzeiten getroffen, die auf einmal gefeiert werden sollten. Zwei Brautstühle wurden nebeneinander errichtet, zwei Brautkleider und ganz gleiche Schmucksachen wurden bereitet. Als das Mädchen geschmückt war, tat sie, als hätte sie etwas vergessen, was sie selbst aus den unteren Räumen holen müßte, ging mit ihrem Apfel hinunter, legte ihn auf die Erde, und gleich rollte er zu der Stelle am Strand, wo die Meerfrau und der Prinz geruht hatten, und wo jetzt die Meerfrau auf das Fräulein wartete. „Das ist recht, daß du kommst," rief die Meerfrau, „denn der geringste Ungehorsam wäre dein Unglück gewesen. Aber wie siehst du denn aus? Bist du ebenso gekleidet wie die Prinzessin? Hat sie nicht kostbarere Kleider und Juwelen?" Das Fräulein gab voller Furcht zur Antwort, sie seien ganz gleich gekleidet. Da riß ihr die Meerfrau das ganze Gewand vom Leib, so daß sie zitternd in den Unterkleidern dastand, wand ihr alle Juwelen aus dem Haar und warf sie zu Boden und rief: „Soll die Braut meines Prinzen so aussehen? Habe ich dich ihm gegeben, so will ich dir auch meinen Brautstaat schenken!" Und damit hob sie ein Rasenstück unter dem großen Baum auf, und darunter kam ein mit Gold und köstlichen Steinen verzierter Schrein zum Vorschein, aus welchem sie ihren Brautstaat nahm, der dem Mädchen genau paßte. Aber er war so kostbar und so übersät mit Edelsteinen, daß das Fräulein von dem Glanz ganz geblendet war. Auch die Krone leuchtete und war besetzt mit den köstlichsten Smaragden, und alles war so prächtig, wie es nie eine Prinzessin getragen hat. „So," sagte die Meerfrau, als sie das Mädchen fertig geschmückt hatte, „nun geh hinauf ins Schloß und zeig den Leuten, wie ich an meinem Hochzeitstag mit ihm gewandert war. – Alles das schenke ich dir und deinen Nachkommen, aber du mußt dich gegen den Prinzen so betragen, daß ich immer mit dir zufrieden sein kann, und

laß dein Leben lang sein Glück und seine Zufriedenheit dein höchstes Ziel sein."

Das Mädchen versprach alles mit aufrichtigen Tränen, und die Meerfrau hieß sie gehen. Als sie wieder ins Schloß kam, wunderten sich alle über diese Schönheit und Pracht, gegen die die Gewänder der anderen Prinzessin gar nichts waren. Die Schätze des ganzen Reiches hätten nicht hingereicht, um diesen Brautstaat zu bezahlen. Nun wagte niemand mehr, dem schönen Fräulein mißgünstig zu sein, denn nie hatte eine Prinzessin einen reicheren Brautschatz in irgendein Land gebracht. Nun ging man in feierlicher Prozession in die Kirche, und vor den Brautstühlen standen die Priester mit aufgeschlagenem Buch, und man wartete nur noch auf den Prinzen, der nach den Worten der Meerfrau nicht früher kommen sollte, als bis der Segen gesprochen würde. Sie warteten mit Ungeduld, und der König hieß schließlich einen der vornehmsten Herren, sich an des Prinzen Statt in den Brautstuhl setzen, und das geschah auch. Aber in demselben Augenblick, wo der Priester zu beten anfing, flogen rasch die Doppeltüren auf, und ein großer, schöner, kräftiger Mann, mit blitzenden Augen und königlich gewandet, kam herein, trat eilig zum Brautstuhl, schob den anderen hastig hinaus, daß er fast gefallen wäre und rief: „Hier ist mein Platz, nun Priester, sprich den Segen!" Während des Segens wurde der Prinz wieder ruhig, und nachher begrüßte er mit Freude seine Eltern und den ganzen Hof und umarmte zum ersten Mal seine Gemahlin, die ihn jetzt erst anzusehen wagte; von nun an war er wie ein anderer Mensch, erbte seines Vaters Reich, wurde ein großer und weitberühmter König, geliebt von seinen Untertanen und angebetet von seiner Gemahlin. Sie lebten lange und glücklich und ihre Nachkommen besitzen noch das Land, in dem er regiert hat.

Der arme Teufel

Es war einmal ein Bauer, der führte im Frühling seine Kuh auf die Weide und betete, daß Gott sie wohl bewahren möge.

Da saß der Böse in einem Strauch und hörte es und sagte zu sich selbst:

„Wenn etwas gut ausgeht, so danken sie Gott dafür; aber wenn etwas Übles passiert, so soll immer ich schuld sein."

Nach ein paar Tagen geriet die Kuh in einen Sumpf. Und als der Bauer kam und das sah, sagte er: „Schau nur, da hat wieder der Teufel seine Finger dabei."

„Das hab ich mir doch denken können," dachte der Teufel in seinem Busch. Da ging der Bauer fort und wollte Leute holen, um die Kuh herauszuziehen. Aber unterdessen schlüpfte der Teufel aus seinem Busch und half der Kuh heraus, denn er dachte:

„Nun soll er mir doch auch etwas zu danken haben."

Aber als der Bauer zurückkam und die Kuh auf dem Trockenen sah, sagte er: „Gott sei Dank, sie ist oben!"

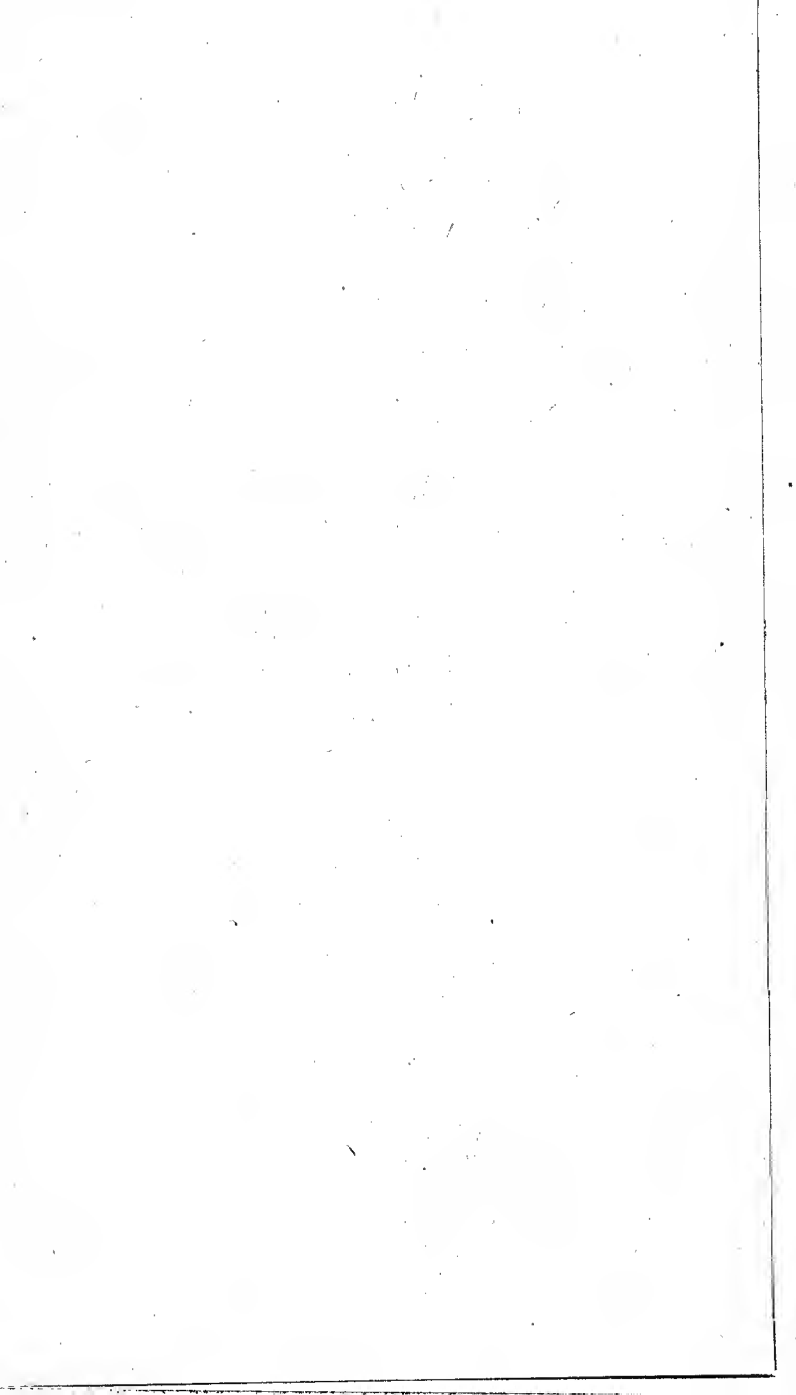
Ende.

1939

Alle Rechte beim Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam

Federzeichnungen: Max Seifert / Satz und Druck: Landsknecht-Presse Wittingen.

Die Märchen „Per Gynt" und „Vom Schmied, den sie nicht in die Hölle hineinließen" entnahmen wir den im Verlage Albert Langen — Georg Müller, München, erschienenen „Illustrierten nordischen Volks- und Hausmärchen". Für die Abdrucksgenehmigung aller übrigen Märchen danken wir dem Verlage Eugen Diederichs, Jena. Sie wurden seiner Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur" entnommen.



18 E